

LEO WEISGERBER

DIE DEUTSCHE SPRACHE IM AUFBAU DES DEUTSCHEN VOLKSLEBENS

Man hört oft sagen, kein Volk fühle sich mit seiner Muttersprache enger und tiefer verbunden als das deutsche. Und es bedarf auch keines langen Suchens, um Zeugnisse für eine solche Verbundenheit zu finden, angefangen von begeistertem Preis der mütterlichen Sprache in Wort und Lied bis zu Beweisen heldenhaften Einsatzes im Kampfe um ihr Recht und ihren Bestand. Nun dürfen wir uns gewiß durch die Fülle dieser Zeugnisse nicht zu einseitigem Urteil verführen lassen. Auch die anderen Völker wissen um die Bindung an ihre Sprachen, und wenn die Franzosen in unentwegtem Mühen an dem Ausbau ihrer Sprache gearbeitet oder die Engländer in einer uns überraschenden Selbstverständlichkeit ihre Sprache durch die ganze Welt getragen haben, so sind das auch Ausdrucksformen einer sehr stark gespürten Verbundenheit, und in ihrem unmittelbaren Erfolg sind sie sogar mancher Schwärmerei für die Muttersprache weit überlegen. Aber ungeachtet der Tatsache, daß jedes Volk die weitreichenden Wirkungen der Sprache in seinem eigenen Leben spürt, bleibt doch uns Deutschen eines als Anlaß zu immer erneutem Nachdenken, daß nämlich unter den Völkern Europas das deutsche das einzige ist, das sich nach seiner Muttersprache genannt hat. Das ist ein unverkennbarer Hinweis darauf, daß am Aufbau unseres Volkslebens die Muttersprache in besonderem Maße beteiligt ist, ja daß sich entscheidende Abschnitte in der deutschen Geschichte finden müssen, in denen die deutsche Sprache so stark in ihren Wirkungen spürbar wurde, daß sie als schicksalhafte Macht anerkannt und als Wahrzeichen des deutschen Volkes herausgehoben wurde.

Was steht denn in Wirklichkeit dahinter, wenn wir immer erneute Zeugnisse der Liebe zur Muttersprache und mannigfaltigste Formen von Beweisen einer Einsatzbereitschaft für ihre Bewahrung und Ausgestaltung antreffen? Sind das Liebhabereien, plötzliche Gefühlsausbrüche einzelner, die wir als Merkwürdigkeiten buchen, die uns aber im übrigen nicht viel besagen? Vielleicht konnte man in vergangenen Zeiten unter solchem Gesichtswinkel urteilen über Men-

schen, die es drängte, für ihre Muttersprache zu arbeiten, und wohl auch lächeln über manche Ansätze, die man als unzulänglich empfand. Heute wissen wir, daß diesen Erscheinungen eine wichtige Rolle im Leben der Gemeinschaft zukommt. Denn es verhält sich bei der Muttersprache nicht anders als bei den übrigen volktragenden Kräften: sie wirken vorwiegend unauffällig, mit der Selbstverständlichkeit des Zeitlos-Gültigen; aber in Zeiten erhöhten volklichen Lebens, wenn ihren Leistungen verstärkte Bedeutung zukommt, und ebenso in Fällen des Bedrohtseins, wenn lebenswichtige Teile ihrer Aufgaben nicht ordnungsgemäß erfüllt sind, schaffen sie sich Vorkämpfer, die durch bewußten Einsatz und vorbildliches Tun das in allen unbewußt Lebende zur rechten Wirkung bringen.

Indem wir solche Überlegungen auch auf die Bemühungen um die Muttersprache anwenden, müssen wir allerdings klar betonen, daß wir uns damit bewußt abwenden von der Einschätzung, die das allgemeine Urteil über die Muttersprache bestimmt. Um überhaupt in muttersprachlichen Dingen mitreden zu können, müssen wir einen Standort gewinnen, der uns das Wesentliche dieses Bereiches zu überschauen gestattet. Wie sieht denn das Bild der Muttersprache im Bewußtsein der Allgemeinheit aus? Gewiß, da ist keiner, der ihre Allgegenwart im Leben unseres Volkes leugnen könnte, oder der einen Versuch wagte, sich ihren Wirkungen zu entziehen. In diesem Sinne wird das tatsächliche Darinstehen der Muttersprache im Leben des Volkes und im Leben jedes Einzelnen allgemein anerkannt. Aber davon, was in diesem Sachverhalt beschlossen ist, haben die wenigsten eine Vorstellung. Auf die Frage, was die Sprache für den Menschen zu bedeuten habe, wird man gewöhnlich zur Antwort bekommen, die Sprache sei ein Mittel des Ausdrucks oder der Mitteilung, dessen sich der Mensch überall bediene, wo er in seinen Arbeiten auf eine Verständigung angewiesen sei. Eine solche Anschauung erscheint auf den ersten Blick einleuchtend, tatsächlich aber enthält sie zwei grundlegende Mängel, die wir aufdecken müssen, um eine zutreffende Vorstellung von der Rolle der Sprache zu gewinnen.

Einmal mag die Bestimmung der Sprache als eines Verständigungsmittels zur Not ausreichen, wenn wir das Sprechen im Auge haben. Aber Sprechen ist nicht Sprache; Sprechen ist ein vorübergehendes Tun des Einzelnen, Sprache dagegen ein übergreifender Zusammenhang, dem die volle Wirklichkeit eines Gemeingutes innerhalb

einer Menschengruppe zukommt. Die deutsche Sprache erschöpft sich nicht, wie man lange glaubte, in der Summe der einzelnen Sprechakte ihrer Angehörigen, sondern sie ist eine Kraft, die vor all diesen einzelnen Formen ihres Erscheinens steht, eine Norm, der sich die einzelnen Sprecher angleichen müssen, bevor sie den ersten Versuch einer eigenen Verwendung machen können. Die Sprache eines Volkes ist eine in höchstem Maße wirkliche Macht, die jeden Einzelnen von frühester Kindheit an erfaßt, ihn nach ihrem Gesetz formt und nun durch ihn hindurch die Aufgaben verwirklicht, denen sie selbst im Volksleben dient. Wir sehen, daß die Vorstellung von der Sprache, deren sich der Mensch zur Erreichung seiner Zwecke „bedient“, ganz wesentlich zu erweitern ist: gewiß setzt der Einzelne sprachliche Mittel ein dort, wo es ihm zur Erreichung seiner Zwecke nötig erscheint; aber er ist dabei nicht der eigentliche Urheber, sondern mehr der Ausführende; er ist nicht das selbtherrliche Individuum, sondern das durch die Sprache mitgeformte Glied einer Gemeinschaft, in der er durch sein eigenes sprachliches Tun teilhat an der Verwirklichung der Leistungen, die der Sprache im Volksganzen obliegen. Wenn wir also das Bild vom Herrschen und Dienen beibehalten wollen, dann ist gewiß mit der Feststellung, daß der Mensch sich in vielfältigster Weise seiner Muttersprache bedient, nicht das Wesentliche getroffen; denn die Voraussetzung dieses Sichbedienens ist ein eigenes Dienen, jener Dienst an der Muttersprache, zu dem mit fast naturnotwendigem Zwang jeder Mensch geführt wird, indem er als erste große Aufgabe seines bewußten Lebens das Erlernen der Muttersprache vorfindet. Richtig gesehen ist also das Verhältnis so: der Einzelne als Sprechender setzt in seinem persönlichen Tun Mittel ein, die ihm als einem sprachlich „Gebildeten“ zur Verfügung stehen; mit dieser sprachlichen „Bildung“ aber ist er selbst geformt nach dem Gesetz seiner Gemeinschaft, gemäß den Werten, die ein Volk in seiner Sprache niedergelegt hat, um dadurch seine eigenen Daseinszwecke zu verwirklichen und zu sichern.

Damit werden wir zu dem Zweiten geführt. Die Bestimmungen der Sprache als eines Mittels des Ausdrucks, der Mitteilung, der Verständigung sind nicht nur deshalb unzureichend, weil sie nur die Fälle des Sprechens, also eine Anzahl von Verwendungsformen der Sprache umfassen; sie bleiben dem Wesentlichen vor allem auch deshalb fern, weil sie die Sprache immer nur in der Rolle des Mittels

zu anderen Zwecken sehen, also in abgeleiteten Erscheinungsformen, und nicht in ihrer Daseinsmitte. Wenn ich die Erscheinung „Holz“ begreifen will, ist mir ebensowenig gedient mit einem Hinweis darauf, daß der Baum vor mir Holz sei, wie mit der Erklärung, daß man mit Holz Feuer anzünden oder Möbel herstellen könne. Unsere ganze Vorstellung von sprachlichen Dingen leidet darunter, daß man unter der Fülle der Erscheinungs- und Verwendungsformen des Sprachlichen nie das Grundgesetz der Sprache, ihren Wesenskern klar genug herausgearbeitet hat. Und so ist es nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für unser gesamtes Verständnis des menschlichen Lebens von unabsehbarer Bedeutung, daß wir in den letzten zwanzig Jahren, anknüpfend an die großen Zeiten, in denen ein Herder, ein W. von Humboldt, ein E. M. Arndt, ein G. Fichte, jeder auf seine Art an der Grundlegung der neuzeitlichen Sprachwissenschaft arbeiteten, ein Bild davon gewonnen haben, wozu eine Sprache da ist und was in ihr beschlossen ist. In kürzester Form kann man es so ausdrücken: jede Sprache ist ein Weg, auf dem eine Gemeinschaft ihre eigentümliche geistige Bestimmung verwirklicht. Einige Außenseiten dieses Tatbestandes hat man ja längst beobachtet: daß die Sprache die beständigste Begleiterin eines Volkes durch seine Geschichte hindurch ist; daß man in ihr einen Spiegel der Schicksale eines Volkes und einen Ausdruck seiner Wesensart sehen kann. Das sind Ansätze, die etwas Richtiges ahnen, aber doch nicht zu einer Lösung führen, weil sie zu äußerlich bleiben. Wir müssen uns mit aller Entschlossenheit klarmachen, daß Sprache sich nicht mit Äußerlichem, mit Klang und Form erschöpft, sondern daß das Wesen der Sprache im Geistigen, im Aufbau einer gedanklichen Welt besteht. Wenn ein Volk sich eine Sprache schafft, so legt es in ihr die Ergebnisse all seiner Bemühungen, seine Lebenswelt gedanklich zu begreifen und zu meistern, in dauerhafter Form nieder. Jedes Wort, jedes Mittel der Redefügung beschließt in sich den Ertrag zahlloser Erfahrungen, es ist die in der Zusammenarbeit einer Gemeinschaft erworbene und erprobte Form, mit den Erscheinungen des Lebens zurechtzukommen, sie zu überschauen, zu ordnen, zu werten und zu begreifen. Und indem Generation um Generation diese Arbeit aufgenommen und weitergeführt hat, ist in der Muttersprache schließlich ein Volkserbe erwachsen, das den Mittelpunkt für das ganze bewußte, geschichtlich-kulturelle Leben des Volkes bildet. Sprache ist nicht eine Summe von Bezeichnungen

und Satzformen, sondern im wahrsten Sinne eine Denkwelt, erwachsen aus den Anlagen, den Lebensbedingungen, den Schicksalen, den Erfahrungen, dem Nachdenken ungezählter Menschen. Und indem diese Menschen in der gemeinsamen Muttersprache den Weg fanden, um über das Einzelleben hinaus den Arbeitsertrag festzuhalten, ihn anderen zu übermitteln, ihn zu verknüpfen mit den Erfahrungen der Früheren und der Späteren, wurden ihnen die geistigen Voraussetzungen eröffnet, um als geschichtliche Einheit, als Mitträger der Jahrhunderte umspannenden Leistungen des Kulturschaffens, als zielbewußte Mitarbeiter an gemeinsam erkannten und gemeinsam gewollten Aufgaben, kurz, um als Volk zu wirken.

Man muß diese Stelle, an der die Sprache im Aufbau eines Volkslebens steht, erkannt haben, um einige Tatsachen zu verstehen, die uns so selbstverständlich erscheinen, daß wir sie kaum mehr beachten, und die doch zu den tiefsten Geheimnissen des menschlichen Lebens gehören. Einmal, warum über der Menschheit mit fast naturgesetzlicher Gewalt das Gesetz der Sprachgemeinschaft herrscht. Die Menschheit gliedert sich notwendig, lückenlos und ununterbrochen in Sprachgemeinschaften; jeder Mensch wird im Regelfall in frühester Kindheit, ohne sein Zutun und ohne seinen Willen, in eine Sprachgemeinschaft eingegliedert und verbleibt in ihr sein ganzes Leben hindurch. Keine andere Erscheinung des geschichtlichen Lebens ist mit gleicher Stärke und Unerbittlichkeit gesichert wie die Sprachgemeinschaft. Offenbar wirkt dieses Gesetz um der geistigen Bestimmung des Menschengeschlechtes willen: jeder Mensch soll die Möglichkeit haben, an den Erfahrungen seiner Volksgenossen, der früheren und der mit ihm lebenden, Anteil zu gewinnen, aus ihnen heraus sein eigenes Leben zu gestalten und schließlich den Ertrag seines eigenen Schaffens diesem Volkserbe hinzuzufügen. — Und wir verstehen weiter, warum jeder Mensch in frühester Kindheit, am Anfang seines bewußten Lebens, eine Sprache erlernt, die dadurch seine Muttersprache wird. Das Gesetz der Muttersprache sichert einen Vorgang von unermesslicher Tragweite, daß nämlich der junge Mensch der Gemeinschaft, in die er hineingeboren ist, auch geistig eingegliedert wird. Erlernen der Muttersprache besagt ja nicht, daß das Kind nun Bezeichnungen und Ausdrucksformen für geistige Gehalte übernehme, die ihm als solche bereits angeboren oder auf anderen Wegen zugänglich wären. Sondern mit der Muttersprache eröffnet die Gemeinschaft den Nach-

kommen das Tor zur geistigen Welt ihres Volkes. Sprache besteht immer aus Form und Inhalt; um der sprachlichen Inhalte willen baut ein Volk seine Sprache auf, und indem das Kind seine Muttersprache erlernt, gewinnt es über die sprachlichen Bezeichnungen einen Zugang zu der Welt von Inhalten, von Begriffen und Denkformen, die seine Sprachgemeinschaft erarbeitet hat. Man kann nicht nachdrücklich genug dieses Grundgesetz des Sprachlichen betonen: keine Sprache ist in ihrem inhaltlichen Aufbau ein bloßes Spiegelbild des „Tatsächlichen“, sondern in jeder Sprache wird eine gedankliche Zwischenwelt aufgebaut, durch die hindurch die Angehörigen dieser Sprache die Welt der Sinne und des Geistes begreifen. Indem das Kind in die Muttersprache hineinwächst, prägt sich ihm diese geformte geistige Welt seines Volkes zutiefst ein. In einem ungeheuer zusammengedrängten Lernvorgang gelangt es in den Besitz der Summe von Erfahrungen seiner sprachlichen Vorfahren und wird dadurch auf eine Stufe geistiger Beherrschung seiner Lebenswelt emporgehoben, die es aus eigener Kraft nie erreichen könnte. Andererseits wird dem Menschen diese sprachliche Zwischenwelt so tief eingeprägt, daß er aus ihrem Bann gar nicht mehr herauskann, die Begriffe und Denkformen seiner Muttersprache werden ihm „selbstverständlich“, er bewegt sich so vollkommen in ihren Bahnen, daß er ihren sprachlichen Charakter überhaupt nicht mehr ahnt, sondern sie als einfache Wirklichkeit, als unmittelbare Entsprechung des tatsächlich Seienden nimmt. — Diesen Weg gehen alle Menschen in ihrer Jugend; alle, die der gleichen Muttersprache angehören, werden in das Weltbild dieser Sprache und der sie tragenden Gemeinschaft eingegliedert. Der Sinn dieses Vorganges erschöpft sich aber nicht damit, daß auf diese Weise jedem Einzelnen die Denkmittel verfügbar werden, die er zur Bemeisterung seines Lebenskreises benötigt. Darüber hinaus soll er vor allem im Sinne und für die Zwecke der Gemeinschaft arbeiten. Von hier aus verstehen wir den Sinn einer scheinbar selbstverständlichen und doch überaus folgenschweren Tatsache: daß nämlich alles Gemeinschaftshandeln und Kulturschaffen an Sprachgebrauch gebunden ist. Sprachgebrauch durchzieht das ganze Leben, des Einzelnen sowohl wie der Gemeinschaft, und zwar nicht nur in der Form des hörbaren oder sichtbaren Wortes, sondern noch viel mehr in der Form des mit sprachlichen Mitteln Gedachten und des auf sprachlichen Voraussetzungen beruhenden Handelns. Man kann geradezu sagen, daß es kein bewußtes

Tun gibt ohne Einsatz sprachlicher Mittel. Einsatz sprachlicher Mittel aber bedeutet Wirksamwerden des Weltbildes, das die Sprachgemeinschaft in ihrer Sprache niedergelegt hat; und so werden durch diese sprachlichen Mittel hindurch alle die Kräfte wirksam, die aus den Anlagen und Schicksalen eines Volkes heraus den Aufbau seiner Sprache mitbestimmt haben. Der sprachliche Einschlag, den wir in allem bewußten und überlegten Tun, in allem gemeinschaftlichen und geschichtlichen Handeln finden, schafft die Sicherheit dafür, daß dieses Tun die nötige Verbindung mit dem Gemeinbewußtsein und mit den Grundlagen des volklichen Lebens bewahrt, die wirksam bleiben müssen, wenn dieses Tun der Gesamtheit förderlich sein soll.

Man muß bis zu diesen Kernpunkten zurückgehen, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, was Sprache ist, und um die Aufgaben zu begreifen, die der Wissenschaft gestellt sind, wenn sie uns etwas Ausreichendes über die Sprache eines Volkes sagen will. Uns genügt es heute nicht, ein grammatisches Bild von einer Sprache zu entwerfen. Wir wollen jede Sprache, und vor allem unsere eigene, kennen und verstehen lernen als die Muttersprache eines Volkes. Dieses Vorhaben umfaßt drei große Aufgabenkreise: 1. die vollständige Aufnahme des Bestandes einer Sprache, 2. die wissenschaftliche Erklärung dieses Bestandes gemäß seiner Eigenart und seiner Entstehung, und 3. die Einsicht in die Leistungen dieser Sprache gemäß ihren Wirkungen auf das Leben und Kulturschaffen des Volkes.

Auf die beiden ersten dieser Aufgabenkreise soll hier nicht näher eingegangen werden. Es handelt sich um die ausgedehnten Gebiete der Forschung, die in den Formen der Sprachbeschreibung, der Sprachvergleichung und der Sprachgeschichte seit langem anerkannt und mit Hilfe mannigfacher Methoden bearbeitet sind. Das will allerdings nicht besagen, daß die eben umschriebene Wendung in der Grundauffassung der Sprache diese Gebiete unberührt ließe; es wird im Gegenteil die beschreibende Sprachforschung wie die erklärende (vergleichend-geschichtliche) von Grund auf umgewandelt, sobald wir an der Sprache nicht die Form, sondern den Inhalt als das Entscheidende ansehen. Das ist der Grund, weshalb wir nun mit allen Kräften bemüht sind, von dem schematischen Verzeichnis des alphabetischen Wörterbuchs und dem formalen Gerippe der Grammatik zu sachgemäßerer Formen der Sprachbeschreibung vorzustoßen, Übersichten, die uns den wirklichen Bestand einer Sprache

an Begriffen und Denkmitteln aufzeigen und das organische Ineinandergreifen aller vorhandenen Sprachmittel in der lebendigen Wirklichkeit einer Sprache durchschauen lassen. Was wir unter dem Stichwort der „arteigenen Sprachlehre“ anstreben, ist ja nichts anderes, als eine solche von dem herkömmlichen Schema befreite, allein auf die Eigenart unserer deutschen Sprache ausgerichtete Bestandsaufnahme, die uns in erster Linie den inhaltlichen Aufbau, das Weltbild unserer Muttersprache bewußt machen will. — Offenbar verändert sich unter diesem Gesichtswinkel aber auch die erklärende Sprachforschung ganz wesentlich. Mit dem Herausheben der Welt der Sprachinhalte ergibt sich endlich wieder die Möglichkeit einer echten Sprachvergleichung, die nach der Eigenart des Weltbildes einer jeden Sprache fragt und im Vergleich die Besonderheit der Leistung im Begreifen und gedanklichen Bemeistern der Welt von Sprache zu Sprache herausarbeitet. Das ist der große Gedanke, auf den seinerzeit W. von Humboldt die Sprachvergleichung als eine der Grundwissenschaften im Bereich des Geistigen gegründet hatte, der aber dann im 19. Jahrhundert verloren ging und in der sogenannten vergleichenden Sprachwissenschaft geradezu in sein Gegenteil verwandelt wurde: denn als vergleichende Grammatik, etwa der indogermanischen Sprachen, fragte diese nicht mehr nach der Eigenart der Leistung, sondern nur nach den geschichtlichen Zusammenhängen der Form unter verwandten Sprachen; darüber ging der eigentliche Sinn der sprachvergleichenden Arbeit verloren, so daß wir heute in einem neuen Ansatz an diese für das Verständnis aller geistigen Schöpfung der Menschen unentbehrliche Arbeit herangehen müssen. — Damit wird aber auch zugleich der Sinn der Sprachgeschichte in ein neues Licht gerückt. Das 19. Jahrhundert hat Erstaunliches im Bereiche der Sprachgeschichte erarbeitet, und es hat doch nicht den Kern getroffen. Wir haben Herkunft und Entwicklung der Wörter und Formen verstehen gelernt und daraus vieles entnommen, was uns die geschichtlichen Schicksale der Sprache und ihrer Träger erkennen ließ. Aber wir haben sehr wenig Einblick gewonnen in die Geschichte der Sprachinhalte und haben gerade deshalb auch nicht die entscheidenden Kräfte gefunden, die den Entwicklungsgang der Sprache bestimmen. Erst wenn wir fragen, aus welchen Quellen das Weltbild unserer Muttersprache entsprungen ist, welche Kräfte seine Art des Weltbegreifens geleitet und geformt haben, wo der Nährboden für sein immer umfassenderes und doch

nicht nur eines wesentlichen Gesichtspunktes für die Sammlung und Auswertung der sprachlichen Erscheinungen beraubt, sondern auch die Verbindungsstellen durchschnitten, die ihr den lebendigen Austausch mit allen Nachbarwissenschaften, mit dem fortschreitenden Schaffen in allen Kulturbereichen, mit den Geschehnissen, die das Allgemeinbewußtsein als für das Volksleben wesentlich empfindet, gesichert hätten. Indem wir im folgenden einen Aufriß dieses Forschungsbereiches geben, glauben wir ebenso der Facharbeit eine Erweiterung des Gesichtskreises zu vermitteln, die sie zur richtigen Behandlung ihrer verschiedenen Aufgaben nötig hat, wie wir andererseits allen an unserem geistigen Leben Beteiligten die Muttersprache zu Bewußtsein bringen möchten als eine Macht, die zwar meist unbemerkt und selbstverständlich, aber gerade darum mit um so nachhaltigerer Wirkung unser volkliches und persönliches Leben durchwaltet.

Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens, — an welcher Stelle sollen wir da mit unseren Beobachtungen und Überlegungen einsetzen? Es wäre der Weg denkbar, daß wir die einzelnen Bereiche des deutschen Lebens der Reihe nach durchgingen und sie auf muttersprachliche Wirkungen durchsuchten. Der dabei leitende Gedanke war ja bereits zu erwähnen: es gibt keinen Ausschnitt des Kulturschaffens, in dem nicht Sprachgebrauch eine unentbehrliche Bedingung wäre; Sprachgebrauch aber bedeutet Einsetzen der muttersprachlichen Denkmittel, so daß die Ergebnisse solcher Arbeit notwendig mitgeprägt sind durch das Weltbild der Muttersprache. Wo wir also deutschen Brauch antreffen, wird er unter den Bedingungen seines Ausbaus auch Denkmittel der Muttersprache aufweisen; wo uns deutsches Recht begegnet, wird es mitgestaltet sein durch den Geist der deutschen Sprache; wo uns Leistungen der deutschen Technik vor Augen treten, werden wir in der gedanklichen Vorbereitung dieser Schöpfungen auf den Einsatz sprachlicher Mittel stoßen; wo deutsche Wissenschaft wirkt, wird sie bei allem Streben nach Wahrheit sich von den Voraussetzungen der deutschen Sprache nie ganz loslösen können, und auch die Bereiche von Religion und Kunst werden sprachlichen Wirkungen nicht entgehen, soweit sie der Muttersprache in Wort und Gedanken einen Platz überlassen müssen. Es wäre leicht, in diesem Sinne eine Fülle von Beispielen aneinander zu reihen, und wer einmal diese uns noch etwas ungewohnte Betrachtungsweise anzuwenden begonnen hat,

ist immer wieder überrascht durch das ganz geläufige Funktionieren dieser Zusammenhänge und die Mannigfaltigkeit der dabei auftretenden Wirkungen.

Wir wollen aber hier einen anderen Weg einschlagen, nicht nur weil der Raum kein Ausbreiten dieses Beispielstoffes gestattet, sondern vor allem, weil wir dabei Gefahr liefen, uns noch zu nahe bei der Oberfläche zu bewegen. Die Muttersprache ist bei allen Leistungen deutschen Geisteslebens mitgestaltend beteiligt, nicht so sehr, weil die Gestaltungsgesetze jener Bereiche Sprachliches in sich beschließen, sondern weil die Sprache zu den Grundkräften des volklichen Lebens gehört und als solche das Gesamtschicksal des Volkes mitträgt und mitgestaltet. An dieser Stelle müssen wir die Sprache aufsuchen, um ihre Erscheinungsformen zu verstehen, und wem die richtige Einordnung der Sprache unter die volktragenden Mächte gelingt, der hat auch den Schlüssel zum Verständnis aller mit der Sprache zusammenhängenden Tatsachen. In diesem Sinne ist und bleibt die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Volk das Kernproblem aller Sprachbetrachtung.

Es ist nun sicher nicht leicht, in knappen Worten etwas Endgültiges über das Verhältnis von Sprache und Volk auszusagen. Nicht nur, weil dazu ein sorgsames Abwägen der Leistungen aller am Aufbau des Volkslebens beteiligten Kräfte gehört, das nach allen Seiten hin den Blick von Einseitigkeiten frei hält. Noch schwerer wiegt, daß vor allem die wichtigsten Wirkungen der Muttersprache nicht unmittelbar zutage treten, sondern nur an dem großen Wellengang des volklichen Lebens abgelesen werden können. Gerade die entscheidenden Kräfte des Volkslebens wirken in der Tiefe, mit der Ruhe des Zeitlosen und der Sicherheit des Selbstverständlichen. Sie halten uns so sehr im Bann, daß diese Bindung uns überhaupt nicht mehr bewußt wird, sondern unter die einfach hingegenommenen Voraussetzungen unseres Lebens eingeht. So steht auch die Muttersprache im Leben unseres Volkes und jedes einzelnen seiner Angehörigen als etwas, was wir uns gar nicht wegdenken können, als etwas immer Gegenwärtiges, etwas so Alltägliches, daß wir das Geheimnis, das in ihr beschlossen ist, gar nicht mehr sehen. Und wir würden die Tiefe ihres Waltens überhaupt nicht ermessen können, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Wellengang des volklichen Lebens eine der tragenden Kräfte stärker heraushöbe und, indem er ihre Leistung in einer besonderen geschichtlichen Lage deutlich werden läßt, uns eine

Vorstellung von ihrem unsichtbaren, zeitlos-dauernden Wirken vermittelte. So sehen wir auch die Muttersprache an einigen Wendepunkten des deutschen Volkslebens machtvoller hervortreten, ihre Kraft wird den Menschen dieser Zeit deutlicher spürbar, und eine Seite ihrer Wirkungen erschließt sich dem Bewußtsein so nachhaltig, daß die Erkenntnis davon zum nicht mehr verlorenen Besitz wird. Gerade die deutsche Volksgeschichte bietet dafür recht eindrucksvolle Beispiele, und man kann geradezu von vier Höhepunkten muttersprachlicher Wirkungen im Leben des deutschen Volkes sprechen. Gekennzeichnet sind diese Höhepunkte nicht zuletzt durch das Aufkommen von Sprachprägungen, die schon auf den ersten Blick etwas von der Tragweite dieser Geschehnisse erkennen lassen: zunächst die Prägung des Namens *Deutsch*, sodann das Aufkommen des Wortes *Muttersprache*, weiter die Rede von der *uralten deutschen Haupt- und Heldensprache*, und schließlich das Lied von *des Deutschen Vaterland*, das reicht *soweit die deutsche Zunge klingt*. Man sieht, daß diese Vorgänge recht verschiedenartigen Lagen der deutschen Volksgeschichte angehören; sie zeigen uns das Werden des ersten deutschen Reiches, den deutschen Aufbruch an der Wende zur Neuzeit, den tiefsten äußeren Niedergang, die erste Erneuerung des Volksgedankens in der Neuzeit. Dementsprechend stoßen wir auch auf ganz verschiedenartige Gründe für das Hervortreten der Muttersprache. Aber gerade dadurch gewinnen wir ein Bild von der Mannigfaltigkeit der volkhaften Leistungen der Muttersprache und der Art ihres Eingreifens in das deutsche Volksleben. Wir nehmen daher jeden einzelnen dieser Vorgänge zum Ausgangspunkt, um uns in diesem Sichtbarwerden muttersprachlicher Wirkungen jeweils eine Seite des immerwährenden, im Zeitlos-Verborgenen verlaufenden Waltens der deutschen Sprache im deutschen Volksleben zu verdeutlichen.

I. *Deutsch*

Die Muttersprache als Erweckerin des deutschen Selbstbewußtseins

Wenn ein Deutscher sich ein Bild von den Leistungen der Muttersprache im Volksleben machen will, so beginnt er am richtigsten mit einigem Nachdenken über unseren Volksnamen. Der Name *Deutsch* steckt sprachwissenschaftlich gesehen voller Merkwürdigkeiten. Als

Volksname ist er einer der jüngsten in Europa; vor dem 9. Jahrhundert ist von *Deutschen* im Sinne einer Volksbezeichnung nicht gesprochen worden. Und das liegt nicht etwa an dem späten Einsetzen unserer Überlieferung, sondern daran, daß *Deutsch* auch seiner Bildungsweise nach der jüngste Volksname in Europa ist. Das ist in folgendem Sinne zu verstehen: wenn wir von *Engländern* oder *Italienern* sprechen, so sind das Volksnamen, die in dieser Form auch kaum älter als der deutsche Volksname sind; aber wir kommen vom Völkernamen *Engländer* über den Ländernamen *England* zurück auf den Stammesnamen der *Angeln* und damit auf eine Benennung, die, soweit wir sie zurückverfolgen können, als Name dieses Stammes gedient hat; oder dem Volksnamen *Italiener* liegt der Ländername *Italien* zugrunde, der seit undenklichen Zeiten an dem Boden der Halbinsel haftet; und so führen uns alle Völkernamen Europas zurück auf Stammes- oder Ländernamen, die, soweit wir ihnen nachgehen können, als Namen gebraucht wurden und deren Entstehung sich schließlich im Dunkel der Vorgeschichte verliert. So kommt es auch, daß wir von den wenigsten dieser Namen angeben können, was sie ursprünglich, bevor sie zu Völkernamen geprägt wurden, bedeuteten. Sie können uns etwas darüber aussagen, in welchem Raum oder unter der Führung welches Stammes wesentliche Ereignisse der Geschichte dieser Völker sich abgespielt haben; aber von dem inneren Entwicklungsgang, den entscheidenden Kräften des Volkwerdens melden sie nichts mehr. Ganz anders beim deutschen Volksnamen; er ist weder aus einem alten Stammes- noch aus einem Ländernamen geschöpft, sondern er geht auf ein Wort der Sprache zurück, das wir noch in seiner Bildungsweise verstehen können. Der Name *Deutsch* ist zunächst entstanden aus einem Adjektiv *theudisk*, dessen Vorhandensein als Adjektivs wir für das 8./9. Jahrhundert nachweisen können. Und dieses Adjektiv ist eine sprachlich ganz durchsichtige Ableitung zu einem in allen germanischen Sprachen bekannten Substantiv, dessen ursprüngliche Form wir als *þeudō* ansetzen können. *þeudō* aber bedeutet „Stamm, Blutsverband“, und *theudisk* kann bei seiner Prägung nichts anderes bedeutet haben als „zur *þeudō* gehörig“. Damit ist die etymologische Herleitung von *deutsch* einwandfrei geklärt; der Name *Deutsch* erweist sich auch dadurch als der jüngste, daß wir ihn als einzigen europäischen Völkernamen klar und unmittelbar an lebendiges Wortgut der Sprache anknüpfen können.

Aber das, was uns hier als durchsichtige etymologische Herleitung begegnet, birgt tatsächlich die größte Merkwürdigkeit und Schwierigkeit der Erklärung. Denn wie kommt ein Adjektiv dazu, zum Eigennamen zu werden, wie führt ein Weg von einem Wort, das „zur *peudô* gehörig“ bedeutet, zum Namen des deutschen Volkes? An dieser Schwierigkeit haben alle Versuche, unseren Volksnamen zu deuten — und welcher Forscher fühlte sich nicht getrieben, zum besseren Verständnis des Namens beizutragen, den wir mit höchstem Stolz als den unseren tragen —, herumgerätselt, manches wurde zur Erklärung herangezogen, aber im Gesamtergebnis blieb alles so zweifelhaft, daß noch in allerjüngster Zeit behauptet werden konnte, in die Entwicklung unseres Volksnamens müsse irgendwo ein Mißverständnis hineinspielen. Diesen Ausweg der Verzweiflung wollen wir aber wohl kaum als letztes Wort der Wissenschaft anerkennen. Der deutsche Volksname beruht nicht auf Mißverständnis oder Zufall, sondern er sagt Entscheidendes aus über die Grundlagen und Entwicklungskräfte unseres volklichen Lebens. Es gilt nur, ihn zum Reden zu bringen, die großen Schwierigkeiten, die sein Aufkommen der Erklärung bietet, auszuwerten als ebenso viele Hinweise auf die verschlungenen Wege, auf denen das deutsche Volksbewußtsein sich entwickelt hat. Und diese Schwierigkeiten lösen sich tatsächlich, wenn wir eine Größe richtig einbeziehen, die in den Zeiten, die den deutschen Volksnamen prägten, einen Höhepunkt ihrer Wirksamkeit erreichte: die deutsche Sprache.

Es ist längst bekannt, daß beim Entstehen unseres Volksnamens das Hervortreten der deutschen Sprache eine unverkennbare Rolle spielt. Denn lange bevor man begann, von den *Deutschen*, den *Theodisci* unserer mittelalterlichen Quellen, zu sprechen, redete man von der *theodisca lingua*, der *deutschen* Sprache. Ja eine ganze Zeit hindurch, und gerade in unseren frühesten Belegen, war *theudisk* (*theodiscus*) überhaupt nur in Gebrauch als kennzeichnendes Adjektiv für die deutsche Sprache. In diesem Tatbestand liegt offenbar der Schlüssel zur Lösung; wenn es gelingt, das Hochkommen von *theudisk* als kennzeichnenden Beiwortes für die deutsche Sprache zu erklären und sein weiteres Heranwachsen vom Sprachnamen zum Völkernamen geschichtlich verständlich zu machen, dann ist das Rätsel des deutschen Volksnamens gelöst.

Ich glaube, daß man diese Lösung geben kann. Die entscheidenden Vorgänge spielen sich zwar in einer Zeit ab, in der unsere Quellen

eben erst anfangen zu sprechen; aber glücklicherweise sind sie doch noch jung genug, daß wir sie aus dem Dunkel herausheben können; und eine vergleichende Betrachtung, die die deutschen, mittellateinischen und altfranzösischen Belege ausschöpft und dazu ein Gefühl für die Grundkräfte der deutschen Geschichte des 8./9. Jahrhunderts besitzt, ist in der Lage, die volkhafte Kräfte unserer Muttersprache, ihren Anteil an dem ersten Selbstbewußtwerden deutscher Eigenart und Einheit, an der Geschichte unseres Sprach- und Volksnamens abzulesen.

Ohne auf die Einzelheiten einzugehen, mit denen ich an anderer Stelle diesen Entwicklungsgang aufgezeigt habe, möchte ich nur in einigen Sätzen die entscheidenden Punkte kenntlich machen. Zunächst die Entstehung des Sprachnamens. Ein Adjektiv *þeudiska* „zur *þeudō* gehörig“ war in den germanischen Sprachen seit je möglich; es hat aber weder in gemeingermanischer noch in gemeinwestgermanischer Zeit eine erkennbare Rolle gespielt. Erst im 6. oder 7. Jahrhundert ist es zu größerer Bedeutung gelangt, und zwar in einem bestimmten Raum: im westlichen Frankenbereich. Wir können mit hinreichender Sicherheit annehmen, daß man bei den Franken zwischen Maas und Seine im 7. Jahrhundert von *theudisk* sprach, dort wo man die heimischen, die germanisch-fränkischen Zusammenhänge meinte; und insbesondere sprach man von der *theudiskiu tunga* als der „zur heimischen *þeudō* gehörigen“, der „angestammten“ Sprache. Das Beiwort kennzeichnete also im Munde der westlichen, mit Romanen gemischt siedelnden Franken die heimische Sprache, die zugleich in reiner Form die der östlichen Nachbarn, der unvermischten Franken, war. Das Adjektiv *theudisk*, das hiermit von Anfang an schon einen festen Bezug hatte, entwickelte sich nun aus zwei Gründen zu einem Völkeradjektiv und insbesondere zum kennzeichnenden Adjektiv für die germanischen Sprachen des Festlandes. Einmal war im westlichen Frankenbereich ein neues Wort für das Germanisch-Fränkische nötig, seit mit dem 7. Jahrhundert *Franke* und *fränkisch* nicht mehr die Stammesgemeinschaft, sondern die staatliche Zugehörigkeit meinten; hier wurde ein neues Wort für die „angestammten“ fränkischen Bindungen gebraucht, und da in diesem Falle die gewöhnliche Quelle für Sprach- und Völkernamen (eine bereits bestehende Landes- oder Stammesbezeichnung) versagte, so griff man auf das bedeutungsvolle, aber doch schon in Richtung auf einen Eigennamen entwickelte *theudisk* zurück. Hieraus konnte

sich ein reines Völkeradjektiv entwickeln, je mehr auch die Romanen des Westfrankenbereichs diesen Ausdruck aufnahmen und je mehr die Romanisierung der Westfranken fortschritt. So verstehen wir, wieso im Altfranzösischen schließlich das aus westfränkisch *theudisk* entstandene *tieis*, *tiois* zur Bezeichnung der östlichen Nachbarn werden konnte, zunächst der unverwelschten (Nieder-)Franken, aber auch darüber hinaus zur Bezeichnung von Sprache, Land und Volksart der Deutschen. — Diese Vorgänge, die sich im westfränkischen Bereich abspielten, wurden nun auch für die östlichen Gebiete wichtig, in denen die Stämme wohnten, die wir später als die *deutschen* vereinigt finden, für die aber um 700 noch kein zusammenfassender Name bestand, so wenig wie sie sich selbst als eine Einheit fühlten. Von sich aus hatten sie zunächst auch kaum einen Ansatzpunkt, sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt zu werden. Es bedurfte dazu eines Anstoßes, und der kam von der westlichen Sprachgrenze. Einmal kann man sich denken, daß der bei den Westfranken ausgebildete Gebrauch von *theudisk* auch bei ihren östlicher wohnenden Stammesgenossen, die ja auch staatlich noch mit ihnen verbunden waren, Verbreitung gewann. Besonders in der Formel *in diutiskun* „auf deutsch“ wird sich die eigennamenartige Verwendung des — an sich in seiner ursprünglichen Bedeutung noch durchsichtigen — Wortes soweit ausgebreitet haben, daß sie sich im umgangssprachlichen Gebrauch zunächst der fränkischen Rheinlande festsetzte. Unterstützt wurde dieses Herüberwandern vor allem durch den Sprachgebrauch der Karlinger. Das Hochkommen der Karlinger bedeutet innerhalb der fränkischen Entwicklung ja eine deutliche Verlagerung des staatlichen Schwergewichts nach dem überwiegend germanischen Osten des Frankenreiches. Dabei ist auch eine Rückbesinnung auf die „angestammten“ Werte der Franken deutlich zu bemerken, und man kann sich vorstellen, daß in ihrem Sprachgebrauch das *theudisk*, in der Kanzleisprache latinisiert zu *theodiscus*, eine bedeutsame Rolle spielte. Zu besonderer Bedeutung gelangte es, als in den Plänen Karls des Großen der Gedanke einer Zusammenfassung der germanischen Stämme des Festlandes in den Vordergrund trat. Beim Ausschauen nach den Gründen und Merkmalen der Zusammengehörigkeit dieser Stämme mußte ja die sprachliche Gemeinsamkeit besonders auffallen. Zugleich hatten die Karlinger mit dem ihnen von ihren Stammländern an der Sprachgrenze her geläufigen *theudisk* einen Begriff zur Hand, der die sprachliche Ein-

heit der Franken, Sachsen, Baiern, Alemannen, Thüringer umfassen konnte, ohne einen einzelnen dieser Stämme über Gebühr hervorzuheben. So verstehen wir, weshalb fast gleichzeitig mit der ersten staatlichen Zusammenfassung der germanischen Stämme des Festlandes auch der erste geschichtliche Beleg für den Namen *deutsch* auftritt. Noch ist damit nichts Staatliches oder Volkliches gemeint, sondern es ist die *theodisca lingua*, die deutsche Sprache, die uns in diesen frühesten Zeugnissen von 786, 788, 801 usw. begegnet, aber in der deutlich spürbaren Absicht, innerhalb des großfränkischen Reiches das Schwergewicht und die engere Zusammengehörigkeit der „deutschen“ Stämme zu unterstreichen. Daß es bewußt als politisches Wort eingesetzt wurde, sehen wir auch daran, daß es lange Zeit nur in den amtlichen Texten und der latinisierten Form auftritt. Aber als kennzeichnendes Beiwort für die Sprache verbreitet sich nun dieses *theodiscus-diutisk* vom Frankenraum aus bei den südlichen und östlichen Stämmen, und wir können annehmen, daß im Laufe des 9. Jahrhunderts nicht nur die Ostfranken, sondern auch Alemannen und Baiern, Sachsen und Thüringer dieses Wort zur Bezeichnung der gemeinsamen Muttersprache aufnahmen. Allerdings dauert es noch bis zur zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, bis uns Notker der Deutsche mit seinem wiederholten *in diutiscum* die ersten deutschen Belege für unseren Sprachnamen liefert.

Liegen die wesentlichen Stufen dieser Entwicklung des deutschen Sprachnamens im 8. Jahrhundert, so bringt das 9. Jahrhundert das Heranwachsen des Sprachnamens zum Volksnamen. Hier ist der Vorgang als solcher einfacher zu verstehen. Wenn erst einmal *deutsch* als kennzeichnendes Beiwort für die Sprache üblich war, dann war es kein weiter Weg von der *deutschen Sprache* bis zu Wendungen wie *deutsches Land*, *deutsche Leute*. Und sprach man erst von *deutschen Leuten*, dann drängte sich fast von selbst der einfachere Ausdruck *Deutsche* auf. So finden wir bereits um 840, also ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Auftauchen des Sprachnamens, bei Walahfrid Strabo von den *Theotisci* gesprochen. Das alles hält sich aber zunächst rein im Bereich des Sprachlichen; Walahfrids *Theotisci* sind die „Deutschsprecher“, die den lateinisch Sprechenden gegenübergestellt werden. Immerhin, die Ansatzpunkte zum Gebrauch dieses Wortes im volklichen und politischen Sinne waren gegeben, vorausgesetzt, daß die Zeit reif war, um denen, die sich bis dahin nur getrennt als Franken und Sachsen, als Baiern und Alemannen

gekannt hatten, ihr gemeinsames „Deutsch“-Sein als das Wichtigere erscheinen zu lassen. Und das ist das Entscheidende: jener Einheitsgedanke, den Karl der Große mit seiner *theodisca lingua* zu fördern gesucht hatte, gewann Boden. Wir sehen, wie die Menschen des 9. Jahrhunderts das Bewußtsein ihres Deutscheins auszubauen, wie sie die Kenntnis der alten Schriftsteller, insbesondere der damals in Deutschland wieder bekanntgewordenen *Germania* des Tacitus, auswerten, um ihr Selbstbewußtsein geschichtlich zu vertiefen; wie sie dem Gedanken des *theodiscus* den des *teutomicus* hinzufügen (um 880 erscheint dieses Wort zuerst im Sinne von Deutschem, nachdem es zuvor in einem offensichtlichen Gelehrtenkampf von seiner früheren Auslegung als „gallisch“ befreit worden war). Wir können das nicht in allen Einzelheiten verfolgen, aber wer die Quellen zu lesen weiß, der sieht, wie in der wirren Geschichte des 9. Jahrhunderts unter allen Teilungen und Zersplitterungen der Gedanke des gemeinsamen Deutschtums wächst und schließlich zu seiner Verwirklichung im ersten deutschen Reiche Heinrichs I. drängt. Und wir können sicher sein, daß in der geistigen Vorbereitung dieses deutschen Reiches das Heranwachsen des Sprachnamens zum Volksnamen eine entscheidende Rolle gespielt hat, wenn wir auch den frühesten amtlichen Gebrauch dieses Volksnamens (verdeckt unter der Latinisierung *Teutomici*) erst in Urkunden Ottos I. aus der Zeit um 950 antreffen, falls nicht unlängst gefundene Urkunden uns den Gedanken des *regnum Teutonicorum* als bereits bei der Erwählung Arnulfs von Kärnten, also um 887, wirksam erweisen. Um 900 jedenfalls muß das Bewußtsein von der volklichen Einheit der *Deutschen* unter den deutschen Stämmen selbst durchgedrungen sein und sich in diesem Volksnamen niedergeschlagen haben, auch wenn wir die frühesten schriftlichen Belege dafür in deutschsprachigen Quellen erst rund 200 Jahre später antreffen.

Was können wir diesem Befund entnehmen über die Wirkungen, die damals von der Muttersprache auf das Leben des deutschen Volkes ausstrahlten? Wir sehen, daß diese Menschen nicht ohne Grund den Namen ihrer Sprache als Volksnamen tragen; denn von dem Erwachen des Eigenbewußtseins bis zum Begreifen der volklichen Einheit sind die Stufen dieses geschichtlichen Volkwerdens durch die Muttersprache gebahnt. Gewiß sind alle diese Menschen, die später als *Deutsche* zusammenstehen, schon da, mit ihren Bindungen der Herkunft, ihrem gemeinsamen germanischen Erbe, all

den Vorbedingungen, die ein echtes Volkstum nicht entbehren kann. Aber noch sind sie kein Volk im geschichtlichen Sinne, weil ihnen diese ihre Gemeinsamkeiten noch nicht bewußt geworden sind: sie stehen sich als Stämme fremd und oft feindlich gegenüber; sie verströmen in anderen Volksräumen, ohne den inneren Halt zu besitzen, der sie vor dem Aufgehen in fremden Volkstümern bewahrt hätte. Auch den Franken droht dieses Schicksal; so zahlreich sie in Nordostgallien sich angesiedelt hatten, so begannen sie doch — gleich den Goten, den Langobarden und vielen anderen — den volksmäßigen und kulturellen Wirkungen der Romanen zu erliegen. Im 7. Jahrhundert bestand zweifellos die Gefahr eines romanischen Gegenstoßes im ganzen Bereich der alten Römerherrschaft. In dieser Lage kommt *theudisk* auf, das Wort, das den Stolz auf die angestammten, heimischen Werte zum Ausdruck bringt; und unter diesen Werten steht die *theudiskiu tunga*, die angestammte Sprache so stark im Vordergrund, daß sich schließlich dieses Wort in besonderer Weise zur Bezeichnung der ererbten heimischen Sprache entwickelt. Gewiß klingt dieses *theudisk* im Munde der westlichsten Franken fast wie ein Heimatruf auf schon verlorenem Posten; aber in den rückwärtigen Stellungen wird dieser Ruf aufgenommen, es bildet sich eine Mauer, an der schließlich der sprachliche Rückschlag zum Stehen kommt; die deutsch-französische Sprachgrenze bildet sich aus. Dieser nun seit fast einem Jahrtausend für Mitteleuropa entscheidende Vorgang hätte wohl einen recht anderen Verlauf genommen, wenn nicht dieses stolze Wort *theudisk* der Streitruf im Kampfe gewesen wäre, wenn nicht hier das Bewußtsein des eigenen Wertes sich entzündet hätte an der Besinnung auf die angestammte, die heimische Sprache.

Aber der damit gegebene Anstoß wirkte noch weiter. Das, was im Kampf an der Grenze bewußt geworden war, erfaßt auch die Stämme des Binnenlandes. Bei ihnen ist es nicht die Bedrohung der ererbten Sprache, die zum Gegenstoß zwingt. Wohl aber ist es das an der Muttersprache erwachte volkliche Selbstbewußtsein, das einen Widerhall erwartet. Das ging nicht ganz von selbst. Nicht ohne Grund spielt dabei das halbgelehrte *theodiscus*, das Wort der karlingischen Hof- und Kanzleisprache, eine wesentliche Rolle. Dem weiten Blick der karlingischen Herrscher war die Lage der germanischen Festlandsstämme in dem sich neu gliedernden mittelalterlichen Europa sichtbar, jener Stämme, die zwischen dem romanischen Bereich des

Westens und Südens und dem anstürmenden Slawentum des Ostens standen. Sollte sich nicht das Schicksal der Langobarden, der Burgunden, der Gotenstämme wiederholen, so mußte hier eine Einheit geschaffen werden, die nicht nur politisch, sondern auch kulturell ihr eigenes Gesicht hatte. Der Raum, der hierfür die Grundlage abgeben mußte, war umgrenzt durch die sprachliche Gemeinschaft. Nicht umsonst hören wir wiederholt davon berichten, daß man sich am Hofe Karls des Großen eindringlich mit der deutschen Sprache befaßt habe. Es war sicherlich eine der größten Taten Karls, daß er mit dem Hineintragen des Wortes von der *theodisca lingua* den Gedanken der sprachlichen Gemeinschaft unter diesen Stämmen entfachte, und zwar in einer Form, der sich alle eingliedern konnten: nicht der Name eines einzelnen Stammes wurde gewählt, sondern jenes übergreifende Wort *diutisk*, das schon hinreichend als Eigenname geprägt war und doch noch durchsichtig genug blieb, um das Stolze und zugleich Anheimelnde, das diesem Worte innewohnte, zur Wirkung zu bringen. Die Geschichte des mittellateinischen *theodiscus* ist der Spiegel dieses Bemühens, durch das Bewußtmachen der Gemeinsamkeit der Sprache das Bewußtsein der volklichen Einheit zu entfachen. — Und der Erfolg blieb nicht aus. Das Wort *theudisk* setzte sich durch; es wirkte als Gedanke weiter, auch während die Nachfolger Karls in immer neuen Abmachungen den staatlichen Raum teilten; es festigte sich, je mehr die zwischen Maas und Elbe zusammengedrängten Stämme die Andersartigkeit der fremdsprachigen Nachbarräume spürten; und schließlich lernten diese Franken und Sachsen, Baiern und Alemannen, Thüringer und Hessen immer mehr ihre Sonderart zurückstellen gegenüber der Gemeinsamkeit, die ihnen vor allem in der gemeinsamen deutschen Sprache bewußt wurde. Kann es ein bededteres Zeugnis für die volkschaffende Kraft der Muttersprache geben, als daß diese nun den Namen ihrer Sprache zum Wahrzeichen ihrer volklichen Einheit machten, daß sie sich *Deutsche* nannten und damit ihren Willen, als geschichtliche Gemeinschaft zusammenzustehen, für alle Zeiten bekundeten? Im Begriff der gemeinsamen Sprache wurde den Deutschen ihre volkliche Zusammengehörigkeit, ihre Einheit in den geistigen Grundlagen ins Bewußtsein gehoben: ein seither nicht mehr verlorener Besitz. Und dies haben die Deutschen ihrer Sprache nie vergessen, auch wenn sie nach diesem Höhepunkt ihrer Wirksamkeit für lange Zeit wieder hinabtauchte in die Unberktheit ihres selbstverständlichen „Dienstes“.

II. Muttersprache

Die deutsche Sprache als Kraftquelle im Ringen um eigenständiges Deutschtum

Nachdem die gemeinsame Sprache den deutschen Stämmen den Volksnamen erweckt und ihnen damit ihre Einheit als Volk ins Bewußtsein gehoben hatte, finden sich für längere Zeit wenig Zeugnisse dafür, daß die Deutschen sich in auffälliger Weise um ihre Sprache bemüht hätten. Gewiß fehlt es nicht an Arbeit im Kleinen: bis sich feste Überlieferungen für die in der Schrift eingefangene Sprache herausbildeten, bis der Wortschatz des Deutschen hinreichend ausgebildet war, um allen Anforderungen der europäischen Aufgaben des Kaiserreiches zu genügen, bis die Sprache im wiedergewonnenen Ost- raum gesichert und gefestigt war, mußten Tausende und aber Tausende Übergewöhnliches im Dienste an der Sprache leisten. Aber nach außen hin traten andere Anliegen und Kräfte des Volkes in den Vordergrund.

Erst das 15./16. Jahrhundert bringt ein neues Hervortreten der eigenen Sprache, das wir uns zunächst einmal an zwei mehr äußeren Beobachtungen veranschaulichen können. Für den großen Rahmen, in dem sich das Ganze abspielt, ist kennzeichnend die Tatsache, daß im ausgehenden 15. Jahrhundert der Reichsname sich ändert und einen deutlichen Bezug auf die deutsche Sprache gewinnt. Vom *Sacrum Romanum Imperium* des Mittelalters führt während des 15. Jahrhunderts der Weg zu *Reich und deutsche Lande*, weiter *Reich und deutsche Nation*, bis dann 1474 zuerst vom *heiligen Römischen Rych der Duytschen nacion* gesprochen wird. Dabei wird *Nation* nicht mehr im alten Sinne, etwa der Konzilien und Universitäten des Mittelalters gebraucht, sondern dieses *natio* wird seit dem 15. Jahrhundert immer öfter mit *Zunge* wiedergegeben, gewinnt also engeren Anschluß an den Bereich der Sprachgemeinschaft. — Die besondere Rolle, in der in diesen Jahrzehnten die deutsche Sprache wirksam ist, wird aber durch nichts deutlicher gekennzeichnet als durch die Tatsache, daß wir 1522—1523 auf die ersten hochdeutschen Belege für *Muttersprache* stoßen, jenes Wort also, in dem in einer unvergleichlichen Form alles das zusammengefaßt erscheint, was die Deutschen an Bindungen zu ihrer Sprache wissen und fühlen.

Wenn man etwas genauer zusieht, so ist man zunächst überrascht

zu sehen, wie in diesen Jahrzehnten um 1500 allenthalben in Deutschland die eigene Sprache zu einer neu beachteten, in ihrem Eigenwert erkannten und als Teilkraft eigenständigen Volkslebens gespürten Größe wird. Das verläuft auf vielfältigen, uns zum Teil recht merkwürdigen Wegen, vollzieht sich in Gedankengängen nationaler, politischer, wissenschaftlicher, religiöser, mystischer Art, wird vorangetragen von ganz verschiedenen Bewegungen, Humanisten, Reformatoren, Schwärmern, und doch läuft alles zusammen in einer großen, durch die Besinnung auf die Werte der eigenen Sprache bestimmten Richtung.

Den Hintergrund dieses Bemühens kann man sich vielleicht am besten an folgendem klarmachen. Wenn in den Überlegungen des Mittelalters die eigene Sprache keine besondere Rolle spielt, so ist das vor allem darin begründet, daß für die Menschen dieser Zeit eine ganz bestimmte Rangordnung der Sprachen festgelegt war. Seit dem Ausgang des Altertums läßt sich eine in religiös-wissenschaftlichen Kreisen aufgekommene, durch das Ansehen der Kirche bekräftigte Lehre verfolgen, nach der es drei „heilige“ Sprachen gab: das Hebräische, das Griechische und das Lateinische. Diesen wurde nach Wert, Würde und Alter eine Stellung zugesprochen, die von keiner anderen Sprache erreicht wurde; notwendig erschienen demnach den Völkern des Mittelalters die eigenen Sprachen als zweitrangig, an Wert jenen heiligen Sprachen unterlegen. Es ist nun ein deutliches Zeichen der herannahenden Wende zur Neuzeit, daß man sich mit dieser Rangordnung nicht mehr zufrieden gibt. Insbesondere in Deutschland stoßen wir auf frühe Anzeichen für den Versuch, die eigene Sprache gewissermaßen „aufzuwerten“, ihr einen Platz neben oder gar über den herkömmlichen drei heiligen Sprachen zu erkämpfen. Das beginnt zaghaft bei den Humanisten der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die sich vor allem bemühen, enge Verbindungen zwischen dem Deutschen und dem Griechischen aufzuzeigen und damit für die eigene Sprache einen Anschluß an eine der „heiligen“ Sprachen zu gewinnen. Bald geht man weiter: schon 1501 verfißt Bebel den zeitlichen Vorrang des Deutschen vor der griechischen Sprache, und in der kennzeichnenden Übersteigerung des Revolutionärs wagt der unbekannt Verfasser, dessen um 1510 entstandene Handschrift in Kolmar aufbewahrt wird, die Behauptung, daß Adam im Paradies deutsch gesprochen habe und demnach das Deutsche die Ursprache der Menschheit sei.

Immerhin eilen diese Folgerungen ihrer Zeit noch weit voraus. Die Menschen um 1500 waren im ganzen noch nicht bereit, der deutschen Sprache einen Platz neben den besonders ausgezeichneten Sprachen zuzuerkennen. Aber sie machten auf dem Wege in dieser Richtung die ersten entscheidenden Schritte. Durch die Tat wurde die Vorstellung gebrochen, daß nur die heiligen Sprachen die geeigneten Gefäße seien, um die höheren Werte und größten Anliegen der Menschheit zu fassen. Man muß bedenken, daß noch um 1480 der Verkauf theologischer Schriften in deutscher Sprache untersagt wurde mit der Begründung, daß diese Sprache nicht ausreiche, um die religiösen Tatbestände in richtiger und unmißverständlicher Weise auszudrücken. Oder wer hätte im 15. Jahrhundert gewagt, ein wissenschaftliches Werk in deutscher Sprache abzufassen? Das ändert sich um 1500; immer häufiger wird gefragt, warum das Deutsche hier hinter anderen Sprachen zurückstehen solle, und nicht ohne tiefen inneren Zusammenhang sehen wir innerhalb weniger Jahre die eigene Sprache durchbrechen im Bereich des Religiösen, so wie Dürer und Paracelsus erste Ansätze deutscher wissenschaftlicher Sprache zeigen, während andererseits in Ickelsamers grammatischen Bemühungen der Gedanke hervortritt, daß auch das Deutsche eine der wissenschaftlichen Forschung und Lehre würdige Sprache sei.

In diesem Zusammenhang rückt auch Luthers große Sprachtat in das richtige Licht. Gerade im Bereich des Religiösen wurden in beispielhafter Weise zwei Tatbestände erwiesen, deren Geltung auch für die übrigen Kulturbereiche gefühlt wurde: einmal, daß die deutsche Sprache Eigenwert genug besitze, um die ihr bisher verschlossenen Bezirke geistig zu bewältigen, vor allem aber daß es einer solchen Fassung sämtlicher Lebensbereiche in der eigenen Sprache bedürfe, um sie in der fruchtbarsten Weise auszubauen und in Wechselwirkung mit dem Volksganzen zu bringen. Das Anliegen der Reformatoren erschöpfte sich ja nicht mit dem Wunsche, Bibel und Liturgie in deutscher Sprache zu besitzen, sondern es zielte darauf, durch diesen Einsatz der eigenen Sprache die Wirksamkeit ihres religiösen Wollens zu verstärken. Oder wenn Dürer Ansätze einer deutschen Fachsprache der Mathematik bringt, so merkt man deutlich, daß ihm eben die eigene Sprache als die unumgängliche Voraussetzung dafür erscheint, um diese Sachverhalte dem Allgemeinbewußtsein näherzubringen und zu einer vertieften Beschäftigung mit ihnen anzuregen. Hier überall wurde etwas gespürt, was ja auch unsere Be-

obachtung rückschauend heute bestätigen kann, daß nämlich mit dem Einsetzen der Landessprachen die Entwicklung der neuzeitlichen Kultur einen ungeheueren Auftrieb gewann, daß aus den Werten der eigenen Sprache heraus jedem Volk Kräfte erwachsen, die ihm einen eigenständigen Beitrag zur Entfaltung des Kulturlebens ermöglichten.

Gewiß hat sich auch dieses Wollen nicht überall auf den ersten Antrieb verwirklichen lassen. Aber dafür, daß die Deutschen um 1500 die eigene Sprache als Kraftquelle im Ringen um ein eigenständiges Volksleben verspürten, haben wir einen eindeutigen Beweis, eben das Durchdringen des Wortes *Muttersprache*. Um 1522/23 liegen die ersten uns greifbaren Belege, und nicht ohne Grund vor allem in Schriften Luthers. Die Geschichte dieses Wortes sagt mehr aus, als es auf den ersten Blick scheint. Einmal schon in seinen äußeren Zusammenhängen. Die Vorgeschichte des Wortes *Muttersprache* sieht ja so aus, daß es zunächst angeregt erscheint durch ein niederdeutsches *modersprake*, das wir immerhin schon 100 Jahre vor dem hochdeutschen Wort in unseren Belegen antreffen. Dieses *modersprake* selbst steht in unverkennbarer Beziehung zu dem mittellateinischen *materna lingua*, für das wir bereits seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts Zeugnisse besitzen. Einen zeitlich früheren Anhalt für diese Wortprägung besitzen wir nicht, so daß der sprachgeschichtliche Befund gewöhnlich dahin zusammengefaßt wird, daß hochdeutsch *Muttersprache* eine Entlehnung aus dem niederdeutschen *modersprake* sei, dieses selbst eine Lehnübersetzung aus einem mittellateinischen *materna lingua*, dessen eigener Ursprung nicht mehr genauer festzustellen sei. Das ist ein recht unbefriedigendes Ergebnis, und nur mit Widerwillen hat O. Behaghel es seinerzeit anerkannt und sich damit dem Gewicht der schriftlichen Zeugnisse gebeugt, obwohl es ihm selbst gewaltsam vorkam, dieses Wort, das wie kein anderes unser Gefühl für die Muttersprache offenbart, als Lehnwort letztlich unbekannter Quelle anzusetzen. Tatsächlich entspricht dieser Befund auch nicht dem eigentlichen Sachverhalt, und ich glaube nachgewiesen zu haben, daß das mittellateinische *materna lingua* selbst nur der Nachhall eines germanischen Vorbildes ist, und daß also mit dem Worte *Muttersprache* nur eine Prägung wiederauflebt, die seit je kennzeichnend für die germanische Grundhaltung zur eigenen Sprache war. Älter nämlich als das deutsche *Muttersprache-modersprake* ist das nordgermanische *móðurmál*. Wir können seine Belege bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen und haben deutliche Hin-

weise darauf, daß es z. B. im Dänischen im Beginn des 13. Jahrhunderts ein ganz geläufiges Wort war. Wenn so schon der zeitliche Abstand zwischen *materna lingua* und *módurmál* stark zusammenschumpft, so sind uns schließlich die mittellateinischen Belege selbst ein Hinweis darauf, daß diese Wortprägung aus germanischem Raum stammt: ein Straßburger ist es, in dessen Bericht uns zum erstenmal die *materna lingua* entgegentritt, und sicherlich hat hier das gelehrte Wort eine Wortprägung festgehalten, die altem deutschem Herkommen entsprach, die vielleicht eine Zeitlang untergetaucht war, aber mit Gewalt wieder im Deutschen aufklang, als man aufs neue die volkhaften Kräfte der Muttersprache verspürte.

Denn dies ist das Entscheidende. Wenn es noch eines Beweises für den Vorrang des nordgermanischen vor dem mittellateinischen Worte bedürfte, so ergäbe er sich aus der Schweise, aus der heraus es geprägt wurde. Was steckt denn in diesem Worte, das uns so unmittelbar anspricht? Wir haben uns angewöhnt, *Muttersprache* zu erklären als *Sprache der Mutter*, die Sprache, die wir auf dem Schoße der Mutter lernten. Diese Auslegung — so sehr sie bereits die Würde der Sprache für unser Bewußtsein erkennbar machte — entspricht aber sicherlich nicht dem ursprünglichen Sinn. Wir können dem näherkommen durch zwei Beobachtungen. Einmal aus dem Abstand, der zwischen dem germanischen *módurmál*/*Muttersprache* und dem echt lateinischen *patrius sermo* besteht. Der Römer spricht von seinem *patrius sermo* und meint damit zweifellos seine Sprache als das Vätererbe, als die Überlieferung, aus der heraus seine Vorfahren zu ihm sprechen und die ihn mit den Wurzeln seines Volkstums verbindet. Diese ganz den Grundkräften des Römertums entsprechende Haltung zur eigenen Sprache steht in weitem Abstand von der Art, wie dem Germanen seine Sprache erscheint. *Muttersprache* gehört in eine Reihe mit *Muttererde*, *Mutterboden*, *Mutterland*, *Mutterstadt*, *Mutterlicht*, *Muttersonne* und wie alle diese durch die germanischen Sprachen durchgehenden Wortprägungen heißen, in denen uns die lebenspendenden und lebentragenden Kräfte entgegentreten, die unser Dasein schicksalhaft durchwalten. In diese Reihe hat germanisches Fühlen auch die *Muttersprache* eingeordnet, die Sprache, die wie eine Mutter uns alle umfaßt, wie eine Mutter dem Volksganzen Kraft spendet, ein Volk durch seine Schicksale hindurch begleitet und mit ihren Wirkungen von den Alltäglichkeiten des Lebens bis in die größten Schöpfungen hinein mitformt.

All das steht dahinter, wenn in Deutschland um 1500 das Wort *Muttersprache* wieder auflebt. Etwas, was in dauernder Selbstverständlichkeit das Leben des Volkes durchflutet, tritt in die Helle des Bewußtseins. Die eigene Sprache wird neu gewertet als Quelle eigenständigen deutschen Lebens. Nicht nur neu gewertet, sondern vor allem auch neu eingesetzt in diesem ersten großen Anlauf, das Leben in allen Bereichen aus eigenen Kräften heraus zu gestalten. Es mag zwischen Männern wie Luther, Dürer und Paracelsus gar kein Bewußtsein von der Gleichgerichtetheit des Vorgehens bestanden haben, — ihre Bemühungen wirkten doch zusammen, um einer Seite der Leistungen der Muttersprache zu immer besserem Erfolg zu verhelfen; und der damals gegebene Anstoß dauert an, sich immer verstärkend, bis schließlich die einzelnen Bereiche deutschen Lebens nicht mehr aus verschiedenen Sprachquellen gespeist, sondern alle durch die gleiche Muttersprache erschlossen und dem Gesamtbewußtsein eingegliedert werden.

Es klingt aber bereits anderes mit an. Wenn wir all die genannten Vorgänge zusammenfassen können als einen Aufstieg der Muttersprache im Bewußtsein der Deutschen in dieser Zeitenwende, so weisen uns zwei Beobachtungen auf etwas noch Tieferes hin. Mit dem Gedanken des Eigenwertes verbindet sich der der Eigenwüchsigkeit: deutsche Sprache, seit je auf deutschem Boden gewachsen. Auch hier mußte viel wirres Gestrüpp von halbgelehrten mittelalterlichen Vorstellungen beseitigt werden, und die Humanisten der Zeit um 1500 waren noch nicht in der Lage, ein einigermaßen sachgemäßes Bild von dem sprachlichen Entwicklungsgang im deutschen Volksraum zu gewinnen. Aber wir sehen schon, wie sie sich zunehmend gegen die Vorstellung wehren, das Deutsche sei eine Mischsprache, im wesentlichen geprägt durch einen Einfluß von außen, etwa vom Griechischen her, wie es die lange geglaubte Trojanersage nahelegte. Der Antrieb für dieses Suchen nach der einheitlichen Wurzel des Deutschen wird uns klar, wenn wir das gleichzeitige Bemühen der frühen Humanisten beachten, die Bodenständigkeit der Deutschen in ihrem Volksraum zu erweisen. Als 1504 Bebel als erster im Anschluß an Tacitus klar ausspricht: *Germani sunt indigenae*, da ist für ihn ein wesentliches Beweisstück die Bodenwüchsigkeit der deutschen Sprache. — Und noch ein anderer Gedanke regt sich, den dann erst die Zeit um 1800 voll ausbaute: die Überzeugung, daß deutscher Boden so weit reicht, wie die deutsche Sprache

herrscht. So steht es 1530 bei Beatus Rhenanus, und bei Dasy-
podius heißt es 1536: *Germania: das gantz Teutschland, so weit die
Teutsch sprach gehet.* — Wenn wir diese ganze Fülle von Gedanken,
die damals aufbrachen, überschauen, dann kommen wir erst zu einer
rechten Einschätzung der Rolle, die die Muttersprache in der Zeit
um 1500 spielte. Das Aufkommen des Wortes *Muttersprache* ist
wahrhaftig kein Zufall, sondern der greifbare und dauerhafte Aus-
druck dafür, wie sehr damals die eigene Sprache hervortrat als An-
stoß und Weg eines gesamtdeutschen Aufbruchs zu eigenständiger
Arbeit auf allen Lebensgebieten.

III. Die uralte deutsche Haupt- und Heldensprache

Haltendes Band in tiefster Not

Der große Aufbruch der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts
führte nicht zum Ziel; sein schließliches Ergebnis war Entzweiung,
innerer Kampf, äußerer Niedergang und nach zahllosen Leiden die
völlige Ohnmacht am Ende des großen Krieges. Auch diesen Leidens-
weg begleitet die Muttersprache, eine Zeitlang wieder mehr zurück-
tretend, aber im Ergebnis vielleicht wichtiger als je vorher und später:
sie muß sich bewähren als Halt, als bindende Kraft in einer Zeit,
in der kein anderes einigendes Band sich mehr als wirksam erwies.

Auch hier können wir an ein paar auffällige äußere Erschei-
nungen anknüpfen. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges weiß
die deutsche Kulturgeschichte nicht allzuviel zu berichten, und es
mag sein, daß sie mehr in dem Gefühl, daß es eben an Besserem
mangelt, vermerkt, daß in dieser Zeit die Sprachgesellschaften auf
deutschem Boden ihre Blüte erlebten. Die Jahreszahlen und Orts-
angaben sprechen für sich: 1618 die Fruchtbringende Gesellschaft in
Weimar, 1633 die Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen in Straß-
burg, 1643 die Deutschgesinnte Genossenschaft (Rosenorden) in
Hamburg, 1644 der Blumenorden der Pegnitzschäfer in Nürnberg;
es folgen 1656 der Elbschwanenorden und noch einige Nachzügler.
Auf den ersten Blick erscheint das als ein Kuriosum, eine barocke
Mischung von merkwürdigen Einfällen, bei der man eben als Auf-
fälligstes einen Kult der Muttersprache heraushebt. — Ein anderes:
keine Zeit bringt so viele Loblieder auf die deutsche Sprache wie die
Mitte des 17. Jahrhunderts. Zwischen 1640 und 1650 vergeht kein

Jahr, das nicht mehrere Schriften in der Art von Schills „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz“ oder Rists „Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache“ gebracht hätte. Hatten die Menschen dieser Jahre keine dringlichere Beschäftigung, als Loblieder auf die deutsche Sprache zu singen? — Wir wissen aus dieser Zeit auch von Arbeit an der deutschen Sprache. Aber ist es nicht wieder eine barocke Seltsamkeit, daß diese Arbeit vorzüglich der Ausmerzung von Fremdwörtern — wirklichen und vermeintlichen — gilt? Und ist nicht für diese Arbeit kennzeichnend, was man im allgemeinen von Ph. von Zesen weiß, daß er *Fieber* durch *Zitterweh* verdeutschen wollte, und *Natur* durch *Zeugemutter*, und *Grotte* durch *Lusthöhle*, und womöglich *Nase* durch *Gesichtserker* (obwohl er daran sicher unschuldig ist)?

Mit diesen durch die Muttersprache auf den Plan gerufenen Helden ist scheint's nicht viel Staat zu machen. Und dennoch sind sie in zeitgebundener Form Zeugen für eine der größten geschichtlichen Leistungen der deutschen Sprache. Lassen wir einmal all das Äußerliche, woran sich die Beschreibung dieser Erscheinungen so gern hält, und fragen wir dort an, wo wir Auskunft über den Sinn dieses Geschehens erwarten können. Die beste Antwort gibt uns Justus Georg Schottel, „der Suchende“, wie er als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft hieß. Er ist zweifellos der führende Kopf, der den Sinn dieser Arbeit am bewußtesten erfaßt hatte und in seinen beiden Hauptwerken, der „Teutschen Sprachkunst“ von 1641 und der „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache“ von 1663 niederlegte. Blättern wir in diesen Büchern, so finden wir Dinge, die uns aufhorchen lassen. Nicht nur die zehn „Lobreden von der uralten Hauptsprache der Teutschen“, mit denen diese Werke beginnen, und die so ganz anders klingen als die Einleitungen unserer Sprachlehren. Nicht nur jenen „Rausch der Sprache“, der die Beglückung durch die innerste Erkenntnis der Sprache nicht nur als höchsten Genuß dieser Welt preist, sondern sie sogar in die ewige Seligkeit mit hinüber zu nehmen hofft. Vor allem aber fällt uns auf die großartige Steigerung einiger Gedanken, die um 1500 erstmals angeklungen waren: die Lehre von den Urworten der Sprache, die „jedes einzelnen Dinges einlautende Anzeigung“ sind, und deren Bestand den wahren, durch nichts zu ersetzenden Reichtum einer Sprache ausmacht. Und daran setzt an die Überzeugung, daß die deutsche Sprache ihren Gehalt an Urworten am getreuesten bewahrt hat; man muß schon Schottel selbst sprechen lassen: „Wenn

man die europäischen Landschaften samt den Änderungen, so denen selbigen zu seiner Zeit kraft vorhandenen Geschichten vielfältiglich zugehagen, überdenken und das Sprachwesen zugleich mitbeobachten wird, alsdann soll sich das freie uralte Deutschland allein finden, welches von fremder Macht unbezwungen und von fremden Sprachen unverworren geblieben. Welches denn, nämlich das unvermengte Eigentum der Sprache, annoch die gewisseste Überzeugung dessen ist, was schon Tacitus vor 1500 Jahren von den Deutschen also gesagt: *Ipsos Germanos indigenas crediderim . . .* Da es hingegen, wenn man Welschland, Spanien, Frankreich, Engelland, Griechenland, auch Kleinasien und Afrika betrachten würde, gar anders, und ein verändertes Sprachwesen daselbst befindlich ist. Es haben unsere Vorfahren festiglich und aufs genaueste in acht genommen ihre Sprache, dieselbe frei und reinlich ihre Kinder gelehrt, mit nichten von ihren Feinden ihre Rede erbettelt, sondern vielmehr im Gegenteil haben alle europäischen Sprachen viele Wurzeln, Wörter, Saft, Kraft und Geist aus dieser reinen uralten Hauptsprache der Deutschen.“ Von hier aus versteht man den Kampf dieser Männer für die Reinheit der Sprache, es spricht daraus ein unbändiger Stolz auf die Eigenständigkeit der deutschen Sprache und die Verantwortung dafür, diese Urwerte mit allen Kräften zu wahren und zu sichern. Und die Bewahrung der Urkraft der Muttersprache ist um so nötiger, als man davon unendlich Vieles abhängen sieht: „Kirchen und Schulen, Recht und Gerechtigkeit, Krieg und Friede, Handel und Wandel, Tun und Lassen wird bei uns erhalten, geführt und fortgepflanzt durch unsere deutsche Sprache; wir treten dadurch zu Gott und in den Himmel, ja, wir erhalten dadurch Leib und Seele.“ Langsam verstehen wir, was diesen Menschen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts die Muttersprache ist: eine Stelle, an die sich allem äußeren Elend zum Trotz der Stolz auf die eigenen Werte um so hartnäckiger anklammert; ein Mittelpunkt, von dem aus in der Zerrissenheit und Überfremdung die Gewähr eigenständiger Entfaltung auf allen Lebensgebieten gewonnen werden kann. Ja, noch mehr: an einer anderen Stelle Schottels treffen wir auf das Grunderlebnis, das uns dieses Anklammern an die Muttersprache und all die barocken Formen, in denen es sich äußert, verständlich macht, dort, wo es heißt: „Das einzige Band menschlicher Einigkeit, das Mittel zum Guten, zur Tugend und zur Seligkeit, und die höchste Zier des vernünftlichen Menschen sind die Sprachen.“

„Das einzige Band menschlicher Einigkeit“: von uns aus gesehen, gewiß eine einseitige Übersteigerung, aber für die Menschen jener Tage eine unmittelbare Gewißheit. Denn als solches hatte sich allerdings die Muttersprache durch die ganze Selbstzerfleischung des Dreißigjährigen Krieges hindurch bewährt. Das war ein Grunderlebnis für dieses Zeitalter, das alle anderen Bande deutscher Gemeinsamkeit zerrissen sah, das kaum mehr eine Hoffnung auf Einheit des Lebens oder gar eine zusammenfassende staatliche Gewalt im deutschen Raum haben konnte. Tatsächlich war die deutsche Sprache das Einzige, was im Bereiche des Bewußten an Gemeinsamem geblieben war, und jene schwärmerische Liebe zur Muttersprache entsprang dem Gefühl, dem Wissen, daß nur das unentwegte Festhalten an der angestammten Sprache über diesen Abgrund hinüberretten könnte, daß nur im Ausbau der Muttersprache, im Ausschöpfen ihrer Kräfte ein künftiger Aufstieg des Volkes vorbereitet werden könnte.

Die Muttersprache als die Kraft, die auch jene Zerreißprobe des Dreißigjährigen Krieges überstand und als Unterpfeiler deutscher Einheit auch in der Zeit größter Ohnmacht gespürt wurde: wie war eine solche Leistung möglich geworden? Wir müssen noch einmal um hundert Jahre zurückgehen und einen Weg verfolgen, der zu den eigenartigsten Fügungen im deutschen Schicksalsgang gehört. Eine Tat war zum Zeichen von Spaltung und Einung geworden. An den Namen Luther knüpft sich in gleichem Maße der Gedanke religiösen Bruches und sprachlicher Einung. Jene Sprachform, in der vor allem seine Bibelübersetzung gestaltet war, wurde für Anhänger und Gegner der Weg zur allgemeinen, zur neuhochdeutschen Hochsprache. In dem Jahrhundert zwischen 1530 und 1630 schlägt diese Hochsprache in allen Teilen des deutschen Sprachraumes Wurzeln. In der Mitte des 16. Jahrhunderts war es noch nicht so weit, daß die sprachliche Abspaltung der Niederlande vermieden werden konnte. Besteht nicht die Gefahr, daß der niederdeutsche Raum oder Oberdeutschland in der sprachlichen Absonderung folgen? Aber so sehr die religiösen und politischen Spaltungskräfte zunehmen — die einigende Kraft der Muttersprache wächst stärker. Die seit 1573 hervortretenden deutschen Grammatiken stellen in zunehmendem Maße Luthers Sprache in den Mittelpunkt. Es vereinigen sich die Wirkungen der sprachgewaltigen Persönlichkeit mit den Bedingungen des Raumes. War doch in jenem ostmitteldeutschen Bereich von Thüringen und Ober-

sachsen eine Sprachform erwachsen, in der sich die verschiedenen Teile des deutschen Sprachgebietes am ehesten treffen konnten; sie hatte die meiste Aussicht, die Vielfalt der Stammesmundarten zu überwölben. Und diesem, durch die Gestalt des deutschen Raumes und die Wege deutscher Siedlung vorgezeichneten Mittelpunkt war durch Luthers Sprachtat eine religiöse Weihe zugewachsen. So treffen sich dort auch all die gefühlsmäßigen Bindungen, die zunehmend die Muttersprache von allen Seiten her umfassen. Der Gedanke vom „Uralter“ deutscher Sprache, den die Zeit um 1500 erst schüchtern zu äußern gewagt hatte, wird genährt und bewährt sich als Ansatzpunkt für einen immer größeren Stolz auf dieses Volks-erbe; die Rede von der uralten deutschen Haupt- und Heldensprache ist geradezu ein Losungswort des 17. Jahrhunderts und erweist sich als Bollwerk gegen die Gefahr geistiger Überfremdung. Hatte schon die Wende zur Neuzeit den Wert der eigenen Sprache kennengelehrt, so kommen nun sprachmystische und sprachmagische Strömungen hinzu, um die in der Muttersprache beschlossenen Urkräfte in noch geheimnisvollerem Glanze erscheinen zu lassen. Die Sprachmystik Jacob Boehmes ist ein sprechendes Zeugnis für diese verborgeneren, aber darum nicht weniger wirksamen Gedankengänge. Was schon in der Signaturenlehre des Paracelsus vorweggenommen war, das verstärkt sich in den Gedankengängen der adamischen Sprache, der Natursprachlehre zu der Hoffnung, von der eigenen Sprache aus einen Zugang zu den letzten Geheimnissen der Welt und des Lebens zu gewinnen. Es kommt hinzu eine Welle schwärmerischer Liebe zur Muttersprache. War diese gefühlsmäßige Bindung an die eigene Sprache schon in der Wortprägung *Muttersprache* unverkennbar, so wurde sie seit 1600 verstärkt durch Anregungen, die von Holland kamen. In den Niederlanden finden wir — in unverkennbarem Zusammenhang mit den für diese Gebiete entscheidenden Ereignissen — seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einen Kult der eigenen Sprache, wie vorher nie. Nicht nur, daß man ihr jeden Vorrang an Alter und Wert zuspricht; es steigert sich vielmehr das Gefühl bis zu den Preisliedern, die sich im Lobe der Muttersprache nicht genug tun können. Diese Schöpfungen wirken auch auf das übrige Deutschland hinüber. Nicht als ob ihr Einfluß erst den Anstoß gegeben hätte. So wenig wie die Leistung der deutschen Sprachgesellschaften aus den italienischen Vorbildern, die zweifellos mitwirkten, erklärt werden kann, so wenig

kann man dem niederländischen „Einfluß“ entscheidende Bedeutung beimessen; hier wie dort waren die Vorbedingungen gegeben, die die Anstöße von außen aufnahmen und sie hineinbezogen in eine Entwicklung, deren Grundkräfte aus dem eigenen Schicksal stammten. Aber es ist doch nicht ohne Bedeutung, wenn wir bei Opitz, bei Zesen, bei Schottel den Nachklang dessen, was sie bei den Niederländern gesehen und gehört hatten, häufig genug antreffen.

Man muß all diese Quellen und Anstöße im Auge behalten, wenn man die Urgewalt verstehen will, mit der damals führende Geister Deutschlands von dem Gedanken der Muttersprache ergriffen waren. Denn auch sie handelten ja schließlich nicht als Einzelgänger, sondern in ihnen kam das zur Bewußtheit, was in der Tiefe des Volkslebens erhöht wirksam war. Und ihr Tun wiederum verstärkte die bindende Kraft der Muttersprache. Das Ergebnis aber steht deutlich vor unseren Augen: die sprachliche Einheit der Deutschen wurde im Tatsächlichen wie im Bewußten so gefestigt, daß sie auch den Dreißigjährigen Krieg überdauerte, ja daß das Bewußtsein deutscher Einheit sich an diesen Halt besonders anklammern konnte. Die Muttersprache bewährte sich als letzte Zufluchtsstätte des Gedankens deutscher Gemeinschaft, als Quelle des Stolzes in der Zeit tiefster Erniedrigung und als Nährboden für die Hoffnung auf einen künftigen Wiederaufstieg. Die an ihr arbeiteten, spürten, daß sie deutsche Zukunft bauten.

IV. *Soweit die deutsche Zunge klingt*

Die Muttersprache in der ersten Erneuerung des Volksgedankens

Die Erkenntnisse aus diesen dunkelsten Zeiten prägten sich dem Bewußtsein der Deutschen nachhaltig ein. Die hauptsächlichsten Gedanken reißen in der Folgezeit nicht mehr ab, sie durchziehen, wenn auch wieder in mehr alltäglichen Formen, das weitere 17. und das 18. Jahrhundert. Mancher berühmte Name wäre zu nennen: Leibniz, besonders in den Jahren, in denen Schottels Einfluß in seinem Denken deutlich spürbar ist; oder Hamann, für den Sprache das Alpha und Omega war, Klopstock, bei dem verstärkt die vaterländische Seite des Sprachgedankens anklingt, und viele andere. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdichten sich die Bemühungen um die

Muttersprache immer mehr, und es ist, als ob um die Jahrhundertwende alles, was das bisherige Denken und Fühlen an Werten der Muttersprache erfaßt hatte, sich zusammenballen wollte zu einem entscheidenden Einsatz.

Es ist schwer, in Kürze den äußeren Verlauf, erst recht den inneren Gehalt dieses Vorganges zu umreißen. Kaum eine der führenden Persönlichkeiten dieser Zeit, die nicht in dieses Geschehen eingreift; kaum eine der brennenden Fragen des Lebens, die nicht in ihren Beziehungen zur Sprache gespürt wird. Nennen wir hier nur *Herder* als den großen Kündler und Anreger, die Reihe *Humboldt-Grimm-Bopp* auf dem wissenschaftlichen Gebiet, *Fichte-Arndt-Jahn* in ihren Wirkungen auf das öffentliche Leben, ganz abgesehen von den Dichtern, die damals der deutschen Sprache vorher noch nie Gesagtes entlocken. So vielfältig diese Erscheinungsformen sind, so werden wir sie sicherlich nur verstehen können, wenn wir sie auf einen gemeinsamen Untergrund zurückführen. Wir müssen sie beziehen auf den volklichen Werdegang, der damals in der Zeit um 1800 vor allem in den Gedanken der deutschen Bewegung sich offenbarte und zur ersten Erneuerung des deutschen Volksgedankens in der Neuzeit führte. Und wie hier von der Besinnung auf die Muttersprache, auf ihre Geschichte, ihre Eigenart, ihre Wirksamkeit Erkenntnisse ins Bewußtsein gehoben wurden, die seither unverlierbarer Bestand der deutschen Anschauungen von einem erfüllten Volksleben geblieben sind, das herauszuarbeiten gehört zu den anziehendsten Aufgaben einer ganzheitlichen Sprachbetrachtung.

Beschränken wir uns hier darauf, die Wege zu zeigen, auf denen in dieser Entwicklung die volkhaften Werte der Sprache zu unmitttelbarem, bewußtem Einsatz kamen. Man kann sagen, daß die Sprache in den Vordergrund trat geistig in der deutschen Antwort auf die Grundgedanken der französischen Revolution, und politisch in dem Aufbruch gegen die Willkür, mit der Napoleon die Grenzen der europäischen Staaten und Völker festlegen wollte. In zwei Brennpunkten sammeln sich diese Gedankengänge: in dem Gegenüberstellen des deutschen Begriffes *Volk* zu dem westlichen Begriff der *nation*, und in den damit unmittelbar zusammenhängenden Vorstellungen vom Sinn und den Grundlagen der Volksräume und Volksgrenzen. An beiden Stellen finden wir natürlich viel Zeitgebundenes, was wir heute von unseren vertieften Erkenntnissen über die Wurzeln eines Volkslebens aus besser beurteilen, und so werten

wir diese Zeugnisse vor allem als Ausdruck des Empfindens dieser Zeit um 1800. Aber es steckt darin auch wieder soviel bleibender Ertrag deutschen Denkens, daß wir ihm, auch wo er noch nicht ganz ausgereift ist, nachzudenken verpflichtet sind.

Wie sieht die Zeit um 1800 die Sprache im Aufbau des Volkslebens? G. Ipsen hat mit Recht drei Bedingungen hervorgehoben, die dem Denken der deutschen Bewegung als unentbehrlich für die Entfaltung des Volkslebens, für die Selbstverwirklichung des Volksgeistes erscheinen: Sprache, Vaterland und Freiheit. Davon ist die letztere, die Freiheit, im wesentlichen eine Abwehrkraft, insofern sie alles fernhält, was die wesensgemäße Entfaltung des Volkes hindern könnte. Vaterland ist „das Volkstum als leibhaftiges Dasein im Raume, seine Verwurzelung im Boden und im organischen Leben und die Gemeinschaft des menschlichen Lebens mit der gegebenen Natur im Aufbau der Landschaft“. Als innerste geistige Kraft des Volkes aber wird die Sprache gespürt. Ipsen hat die Gedanken der Zeit um 1800 hierüber so zusammengefaßt: „Das gesamte Leben des Volkes, sein Denken und Empfinden, jede menschliche Regung ist in der Sprache aufbewahrt und verdichtet . . . Sie zieht die Breite des Daseins zusammen zur Geschlossenheit einer Welt und zur Urgestalt eines Menschentums, das gemeinschaftlich darin lebt, denkt und empfindet . . . Jenes allgemeine Teilhaben am Gemeingut, das ein Volk als Gemeinschaft konstituiert, bezieht sich in der Sprache ihrem Begriffe nach auf die Gesamtheit des Daseins und gleichmäßig auf jedes Mitglied der Gemeinschaft . . . Die Sprache beteiligt den Einzelnen nicht nur durch ihren Gehalt am Bilde des Volkstums, sondern sie schafft ihn zugleich nach diesem Bilde um, sie bildet ihn zum typischen Repräsentanten der Volkheit . . . Geschichtliche Leistungen der Nation, Wissenschaften, Künste und Erfindungen werden durch die Sprache dem gemeinsamen Leben angeschlossen, eingegliedert, anverwandelt . . . Im eigentümlichen Wesen der Sprache findet das Volkstum seine dichteste Darstellung und seine selbstgemäße Wirklichkeit. So wird die Sprache zur realen Grundlage des gemeinschaftlichen Lebens im Volk. Ihre Wirksamkeit aber prägt die Person zum Volksgenossen und vermittelt jegliche Leistung mit dem Gemeingut. Sprache ist die wirkliche geistige Bestimmung des Volkes, das Volkstum, verwandelt in den Gehalt eines Lebens.“

Wenn solche Gedanken damals in der Luft lagen, so verstehen wir, weshalb man aus der Vertiefung in die Sprache entscheidende Er-

kenntnisse für das Volksleben erwartete. Weshalb ein W. von Humboldt die Völker geradezu zu den Gegenständen der Sprachvergleichung zählt, ohne dabei einseitiger Übertreibung zu verfallen; denn er sieht sehr wohl das Zusammenwirken der Vielheit der volktragenden Kräfte, wenn er sagt: „Was die Nationen im Großen gestaltet, läßt sich auf allgemeine Punkte zurückführen. Obenan stehen in diesen Einwirkungen Abstammung und Sprache. Dann folgen das Zusammenleben und die Gleichheit der Sitten. Die dritte Stelle nimmt die bürgerliche Verfassung ein und die vierte die gemeinschaftliche Tat und der gemeinschaftliche Gedanke, die nationale Geschichte und Literatur . . .“ Aber „eine Nation wird erst wahrhaft zu einer, wenn der Gedanke es zu wollen in ihr reift, das Gefühl sie beseelt, eine solche und solche zu sein“. — Wir verstehen auch, weshalb ein J. Grimm sein Wollen, das deutsche Volksleben von seinen Urgründen aus zu verstehen, auf der Erforschung der deutschen Sprache aufbaute. Es ist wahrhaftig ein Anstoß aus tiefstem volklichem Erleben gewesen, der damals in Deutschland die neuzeitliche Sprachforschung erwachsen ließ und ihr eine solche Lebenskraft verlieh, daß sie als ein kennzeichnender Ausdruck deutschen wissenschaftlichen Wollens in dem Gang der wissenschaftlichen Weltarbeit einen hervorragenden Platz errang.

Aber die Zeit war nicht dazu angetan, diese Erkenntnisse über die Zusammenhänge zwischen Volk und Sprache in langsamer wissenschaftlicher Arbeit erst sich ausbilden zu lassen. Alle die genannten Vorkämpfer sprachwissenschaftlicher Arbeit hatten sich ja nicht aus Zufall in dieser kurzen Zeit zusammengefunden, sondern in ihnen drängten muttersprachliche Kräfte zur Bewußtheit, die in das gesamte Leben der Zeit maßgeblich eingriffen. Der gleiche Arndt, der 1804 als Wissenschaftler in Greifswald „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache“ vorgetragen hatte, stand bald als Politiker vor der Aufgabe, den sprachlichen Kräften in einer Form Rechnung zu tragen, die weit über seine bewußten Erkenntnisse hinausging. Die Frage der Völkergrenzen ist brennend, und wiederum verdichten sich am Sprachgedanken Gegensätze, die seit alter Zeit deutsches und westliches Denken trennen. Schon in der Zeit um 1500, als im deutschen Denken zuerst die Bedeutung des Sprachraumes als des naturgegebenen Entfaltungsraumes volklichen Lebens hervorgehoben wird, finden wir Stimmen aus Frankreich, die demgegenüber auf die Naturgrenzen, die Gebirge und Flüsse als die

Grundlagen staatlicher (und davon noch nicht geschiedener volklicher) Bildungen verweisen. Und im Gefolge der Revolution war dieser Gedanke von den „Naturgrenzen“ in Frankreich lebendiger als je. Solche Anschauungen mußten vom deutschen Volksdenken aus Widerspruch erfahren, der sich in erster Linie auf die Tatsachen der Sprache stützte. Wir finden dafür einen kennzeichnenden Ausdruck in Fichtes 13. Rede: „Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre inneren Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergknüpft; es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen und ist natürlich Eins und ein unzertrennliches Ganzes. Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören. Aus dieser inneren, durch die geistige Natur des Menschen selbst gezogenen Grenze ergibt sich erst die äußere Begrenzung der Wohnsitze, als die Folge von jener, und in der natürlichen Ansicht der Dinge sind keineswegs die Menschen, welche innerhalb gewisser Berge und Flüsse wohnen, um deswillen ein Volk, sondern umgekehrt wohnen die Menschen beisammen und, wenn ihr Glück es so gefügt hat, durch Flüsse und Berge gedeckt, weil sie schon früher durch ein weit höheres Naturgesetz ein Volk waren.“ Man sieht, mit welcher Stärke hier der Gedanke der Sprachgemeinschaft anklingt, wie hier die zusammenfügende Urgewalt der Sprache gespürt ist, der Sprache, die — um wiederum Fichte das Wort zu geben — „den einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüts bei Denken und Wollen begleitet und beschränkt oder beflügelt, welche die gesamte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und der der Geister ist, und die Enden dieser beiden also ineinander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre“.

Man versteht es, weshalb das deutsche Denken dieser Zeit sich an die Muttersprache hält, dort wo es nach dem Umfang und den Naturgrenzen seines Volksraumes Umschau hält. Und dieses Gefühl ist in der Generation der Freiheitskämpfer so lebendig, daß Arndt

ihr als Leitwort beim Aufbruch in der Wende des Jahres 1812 auf 1813 das Lied mitgeben kann von des Deutschen Vaterland, das so weit reicht, wie die deutsche Zunge klingt. Und er wiederholt diesen Gedanken von der Naturgrenze der Sprache aufs nachdrücklichste in der Schrift über den Rhein, der Deutschlands Strom, aber nicht seine Grenze ist, und er vertieft ihn dadurch, daß er in diesen sprachlich umgrenzten Volksräumen sich etwas vollziehen sieht, was dem Gesamtziel der Menschheit dient: fast in Humboldtschem Sinne ahnt er, wie in der Verschiedenheit der Sprachen die innere Verschiedenheit der Völker Gestalt gewinnt, und diese Mannigfaltigkeit ist notwendig, „damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Übung der Geister ist das menschliche Geschlecht hier erschaffen“.

Das alles sind sehr eindringliche, dem Drängen des Augenblicks entsprechend scharf zugespitzte Formulierungen. Es ist damit noch nicht das Letzte gesagt, aber das, was damals das Notwendigste war, was der lebendiger als je gespürten volkhaften Leistung der Muttersprache Ausdruck verlieh. Und wenn damals dieser Anlauf noch nicht zum Ziele führte, so sind die grundlegenden Erkenntnisse doch dauerhaft in das Denken und Wollen der Folgezeit eingegangen. Das Naturrecht auf den Zusammenschluß aller Deutschen ist der über alle Zwischenlösungen hinweg wirksame Leitgedanke deutschen Einheitswollens geblieben. An der Muttersprache hatte er sich entzündet, lange bevor die Tat dem Wunsche entsprechen konnte. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, ihn zu verwirklichen und dabei zugleich die Stimme, die zur Zeit ihres Einsatzes führend hervorgetreten war, wieder in den vollen Zusammenklang des gesamten volklichen Lebens einzufügen.

★

Unser Gang durch die deutsche Geschichte hat uns zu vier Höhepunkten geführt, an denen die von der Muttersprache ausgehenden Wirkungen in besonderer Weise sichtbar waren. Und die dazwischenliegenden Strecken sind nicht etwa unter unserem Gesichtswinkel fundleer, sie zeigen nur in unauffälligerer Form das Walten der gleichen Kräfte, die uns dort entgegentraten und von denen man sicher sagen kann, daß sie aus dem Leben unseres Volkes nicht hinweggedacht werden können. Als Ausgangspunkt des volklichen Eigen-

bewußtseins, als Kraftquelle bei allen Ansätzen zu eigenständigem Schaffen, als Halt in Not und Gefahr, als Wahrzeichen der Weite und Tiefe geschichtlichen deutschen Lebens war uns die Muttersprache begegnet. Aufgabe der Forschung ist es, durch die ganze deutsche Geschichte hindurch diese muttersprachlichen Wirkungen aufzuzeigen und verstehen zu lehren. Wenn einerseits die Muttersprache eine Macht ist, die die Grundlagen unseres Volkslebens mitgestaltet, so ist sie zugleich aber auch der Weg, auf dem diese Wirkungen sich bis in die Einzelheiten hinein vollziehen. Man muß die einfache Tatsache, daß jeder Mensch in jedem bewußten Augenblick sprachliche Mittel einsetzt, in ihrer ganzen Tragweite durchdenken, um die Mannigfaltigkeit dieser Wirkungen der Muttersprache in einem Volksleben zu sehen und die Wege aufzuspüren, auf denen sie die ihr obliegenden Leistungen erfüllt. Und man ahnt etwas von dem, was Herder vorschwebte, als er vor 180 Jahren das Wort von dem „Philologen der Nation“ prägte und in einer uns heute noch mitreißenden Schau die „unerhörten Dinge“ aufzeigte, die ein seiner Aufgabe gewachsener Sprachforscher seinem Volke zu sagen hätte und „die jeder Eingeborene der Sprache mit begierigem Ohr hörte“. Deutsche Sprache zu erforschen, um das Walten der Muttersprache im Aufbau unseres Volkslebens zu erkennen, das wäre wohl ein Mittelpunkt, auf den bezogen all unsere tausendfältige Einzelarbeit die Sinnfülle des Lebendigen und die unmittelbare Wirkungskraft auf das Denken der Gegenwart gewänne.

Und diese Wirkung müssen wir anstreben. Ein jeder spürt, daß unsere Zeit auch im Bereiche der Sprache vor großen Aufgaben steht. Unsere Muttersprache schickt sich an, die Stelle, die ihr kraft ihrer geistigen Leistungen schon lange zukommt, nun auch mit dem vollen Recht der Weltsprache einzunehmen. Das ist ein Vorgang, der von all denen, die für die Muttersprache wissenschaftlich verantwortlich sind, höchsten Einsatz verlangt. Denn wenn es allgemein die Aufgabe eines Volkes ist, seine Sprache in der bestmöglichen Weise für alle ihr obliegenden Leistungen auszubauen, so ist es die Aufgabe der Sprachforschung, die Grundlagen des sprachlichen Lebens aufzudecken und die Erfahrungen der Geschichte nutzbar zu machen. Wir wissen heute alle, daß das romantische Bild von der ihrem eigenen Wachstum folgenden, dem menschlichen Zugriff unerreichbaren Sprache richtig zu verstehen ist. Gewiß vertrauen wir auch heute dem Genius unserer Muttersprache und glauben, daß er die Selbst-

verwirklichung deutschen Geistes dem Eigengesetze unseres Volkes gemäß weiterführen wird. Aber wir können auch nicht übersehen, daß an vielen Stellen des Sprachlebens der Einzelne eingreift, daß bewußt und mit Absicht an kleinen und an großen Dingen unserer Muttersprache gearbeitet wird, und daß jede erhöhte äußere Bedeutung unserer Sprache zu stärkerer Betätigung dieser Art zwingt. Und hier hat neben dem Sprachschöpfer, dem Dichter und Kündler, der Sprachkundige, der Gelehrte seine Aufgabe. Ich brauche nach dem Vorangegangenen diese Aufgaben nicht im einzelnen zu begründen: Alles, was wir an Einsichten in den inneren Aufbau unserer Muttersprache erarbeiten, was wir an Eigenarten ihrer Gestaltung erkennen, was wir an Wirkungsformen ihres Eingreifens aufdecken, kann ja als Ansatz dienen, um der Muttersprache immer mehr zur bestmöglichen Ausgestaltung zu verhelfen. Gelingt es uns, die besten Vorbedingungen zu schaffen, um unserer Sprache die Erfüllung der ihr obliegenden Leistungen zu ermöglichen, dann wird unsere Muttersprache auch der neuen großen Aufgabe gerecht werden, die ihr in unseren Tagen gestellt ist: den deutschen Sieg zu sichern und zu vollenden in der Weltgeltung deutschen Geistes.

SCHRIFTTUM

Eine eingehendere Begründung für die hier zugrunde gelegte Auffassung vom Wesen und den Leistungen der Muttersprache findet sich in folgenden Schriften des Verfassers:

Muttersprache und Geistesbildung, Göttingen 1929.

Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur, Heidelberg 1933/34.

Deutsches Volk und deutsche Sprache, Frankfurt 1935.

Die volkhaften Kräfte der Muttersprache. Frankfurt 1939.

Zu den vier herausgehobenen Höhepunkten muttersprachlicher Wirkungen vgl. L. Weisgerber, Theudisk; Der deutsche Volksname und die westliche Sprachgrenze, Marburg 1940. — A. Daube, Der Aufstieg der Muttersprache im deutschen Denken des 15. und 16. Jahrhunderts, Frankfurt 1939. — L. Weisgerber, Ist *Muttersprache* eine germanische oder eine romanische Wortprägung? Beitr. z. Gesch. d. dt. Sprache und Lit. 62, 1938. — G. Ipsen, Das deutsche Volkstum im Zeitalter Napoleons. Blätter f. dt. Philos. 5, 1931.